This work is licenced under the Creative Commons Attribution 4.0 International license for non-commercial purposes.

Aufgeklärter Stilwandel in Prag: Karl Heinrich Seibts Abhandlung über die Unterschiede der „Schreibarten“ (1768)*

Karsten RINAS

Abstract

Enlightened style change in Prague: Karl Heinrich Seibt's essay on the differences in writing styles (1768)

This article discusses an essay by Karl Heinrich Seibt on differences in writing styles. The essay was published in Prague in 1768. It reflects important changes in writing practices that occurred in the Age of Enlightenment. Seibt's essay is interesting because it recommends the usage of very progressive writing styles that come close to early Romantic approaches (the 'Sturm und Drang'). On the other hand, Seibt also defends a very traditional (periodical) style in official or formal contexts. It is argued that this sharp contrast is a consequence of Seibt's difficult role as a teacher of modern language style in the traditional Habsburg Empire.

Keywords: stylistic change, Enlightenment, early Romanticism, rhetorical period, punctuation

DOI: 10.15452/StudiaGermanistica.2022.30.0002

1. Einleitung

Der Gegenstand dieses Beitrags ist eine stiltheoretische Abhandlung von Karl Heinrich Seibt, die im Jahre 1768 unter dem Titel ‚Von dem Unterschiede des zierlichen, des Hof- und Curialstyls‘ in Prag veröffentlicht wurde. Einerseits sollen deren zentrale Aussagen referiert, andererseits sollen diese vor dem Hintergrund zeitgenössischer sprach- und stiltheoretischer Diskurse gewürdigt werden. Hierbei sollen auch regionale Aspekte berücksichtigt werden, also der Prager (bzw. böhmische) Kontext, aber auch der Kontext des Habsburgerreichs. Diese Überlegungen münden in die Frage, ob in Seibts Abhandlung nicht auch Spezifika erfasst sind, die sich später als Besonderheiten des österreichischen Deutsch manifestierten.

* Diese Studie ist entstanden im Rahmen des von der Tschechischen Forschungsgemeinschaft (GAČR) geförderten Projekts ‚Dějiny teorie české interpunkce v evropském kontextu‘ (Nr. 20-04735S).

2. Stil- und Sprachwandel in der Aufklärung

Die Veröffentlichung von Seibts Text fällt in die Aufklärungszeit – und damit in eine Epoche, die durch grundlegende sprachstilistische Wandlungen gekennzeichnet war. Dieser Hintergrund soll im Folgenden skizziert werden.

Die europäische Sprachkultur der Frühen Neuzeit war in hohem Maße an theoretischen und praktischen Vorbildern der griechisch-lateinischen Antike orientiert. Besonders stark wirkte das Vorbild Ciceros, dem zufolge Texte in Form von aufwendig und kunstvoll, vor allem aber auch symmetrisch gestalteten Perioden realisiert werden sollten.[1] In der älteren Sprachtheorie werden derlei Perioden vorrangig durch rhythmische und semantische Faktoren charakterisiert:[2] Die Periode wird definiert als eine selbständige Wortverbindung, welche sowohl im Hinblick auf ihre Bedeutung als auch aus rhythmischer Sicht als abgeschlossen empfunden wird. Zudem sind in der Periode „mehrere Gedanken so aufeinander bezogen [...], dass anfangs eine Spannung entsteht, die am Ende ihre Auflösung erfährt“ (Staab 2009:1502). Gerade dieses Moment von Spannungsaufbau und -auflösung macht ihre gedankliche Geschlossenheit aus.

Eine rhythmisch und inhaltlich vollständige Periode kann in zwei hierarchisch aufeinander folgende (und somit unterschiedlich komplexe) Wortgruppen untergliedert werden:

(i) das Kolon = eine Wortgruppe mit eigenem rhythmischen Spannungsbogen, die jedoch inhaltlich ergänzungsbedürftig ist;
(ii) das Komma = eine rhythmisch und semantisch unvollständige, aber dennoch lautlich herausgehobene und abgrenzbare Wortgruppe.

Hier ein historisches Beispiel für eine Periode, in der diese Wortgruppen bestimmt sind:

(1) ***Nachdem*** *ich die Ehre genossen/zu seiner Hochzeitlichen Festivität/als ein lieber Gast/invitiret zu werden****: Als*** *habe nicht allein ich/vor meine Persohn/solches über die massen hoch aestimiret****;*** *sondern ich kan gleichfalls nicht beschreiben/ was die gelibten Meinigen vor eine Vergnügung daraus geschöpffet haben*. [nach Weise 1691:249]

- Kolon 1: *Nachdem ich ... invitieret zu werden:*
- Kolon 2: *Als habe ...geschöpffet haben*
- Komma: *vor meine Persohn*

Das Beispiel illustriert die „Abgerundetheit“ einer idealen Periode: Mit dem einleitenden „Vorsatz“(*protasis*) (hier: Kolon 1) wird eine Spannung aufgebaut, die dann mit dem „Nachsatz“ (*apodosis*) (hier: Kolon 2) aufgelöst wird.

Im Frühneuhochdeutschen wurde eine Reihe sprachlicher Mittel etabliert, um diese Periodenstruktur zu verdeutlichen. Dies ist in der Forschungsliteratur wiederholt analysiert worden, besonders ausführlich von Lefèvre (2013) am Beispiel von Zeitungen des 17. Jahrhunderts. Auch Lefèvre bestimmt als Grundform der Periode die zweigliedrige Struktur aus Vorsatz (Protasis) und Nachsatz (Apodosis), welcher evtl. noch eine schlussfolgernde Klausel angefügt werden kann (S. 264f.); die Nahtstelle zwischen Protasis und Apodosis bezeichnet Lefèvre als ‚Akme‘ (S. 273). Lefèvre beschreibt nun detailliert, wie die relevanten Strukturpositionen durch lexikalische und syntaktische Mittel markiert wurden (Kap. 4). Hierzu einige Beispiele:

- Die Position der Akme ist prototypisch mit dem Korrelativum *so* gefüllt (S. 277):

(2) [P] *Wo solches Wetter continuiret /* [A] ***so*** *möchten wir wohl bald offen Wasser bekommen* (S. 277)[3]

- Oft werden hier auch die Korrelativa *als* und *also* gebraucht (vgl. Beispiel [1]).

[1] Zur symmetrischen Gestaltung von Perioden vgl. etwa Wells (1990:137f.).

[2] Vgl. zum Folgenden auch Rinas (2017:49–57).

[3] Dieses und die Beispiele (3) und (4) nach Lefèvre (2013). Die Abkürzungen in eckigen Klammern [P] und [A] stehen für *Protasis* und *Apodosis*.

- An der Akme finden sich häufig die Pronomina *derselbe* und *selbiger*, aber auch diverse andere pronominale Formen, u.a. *derowegen*:

(3) [P] *Unser Churfürst hat grosse Apparentz zu dem Würtzburger Bischoffthum /* [A] ***derselbe*** *hält sich auff seinem Lusthause Gaybach annoch auff* (S. 284)

(4) [P] *Bey gegenwärtiger Heiligen Zeit wohnen Ihro Käysrl. und Königliche Majestät denen gewönlichen Andachten eyferigst bey /* [A] ***derowegen*** *dann auch die übrigen Geschäfften deß Hoffs biß nach denen Oster-Feyer-Tagen verschoben bleiben*. (S. 285)

- Ein prototypischer Konnektor am Beginn der Protasis ist (keineswegs immer und ausschließlich temporal zu verstehendes) *nachdem* (S. 317); vgl. Beispiel (1).

Der Gebrauch dieser Mittel wird in der Fachliteratur oft als zeittypisch und zudem als charakteristisch für den sog. „Kanzleistil“ angesehen.[4]

Dieser komplexe und kunstvolle Cicero-Stil wurde in der gesamten europäischen Sprachkultur allmählich durch schlichtere Schreibweisen verdrängt. Im deutschen Sprachraum geschah dies im Laufe des 18. Jahrhunderts, wobei v.a. dem Zeitraum zwischen 1730 und 1760 eine zentrale Bedeutung zukommt.[5] Blackall (1966) hat diesen Prozess ausführlich analysiert.[6] Er illustriert diesen Wandel an einem Vergleich der Stile von Thomasius und Gottsched (S. 69): Bei Thomasius wurde „die gleiche Satzform dazu verwendet“, „jede mögliche Thematik auszudrücken“; er pflegte also noch das gleichförmige periodische Schreiben im Sinne des Cicero-Stils. Hingegen richtet Gottsched „durch expressiven Gebrauch der Sprache seinen Gegenstand klar und greifbar vor unseren Augen auf, indem er den Klang und die Bewegung seiner Sprache selbst den Klang und die Bewegung dessen, was er beschreibt, bis zu einem gewissen Grade reproduzieren läßt.“ Entsprechend variiert Gottsched u.a. „den Satzrhythmus zu Ausdruckswecken“, indem er „längere, langsam sich fortbewegende, wohlausgewogene Sätze verwendet, wenn sein Thema weitläufig und reflektierenden Charakters ist“, andererseits jedoch auch „scharf rhythmisierte Sequenzen“ gebraucht, „um Ruhelosigkeit und Geschäftigkeit auszudrücken.“ – Das Schreiben wird somit variabler und dynamischer. Es geht nicht mehr darum, Ergebnisse eines Denkprozesses in einer standardisierten Form zu präsentieren; vielmehr soll der Text die Denkbewegungen widerspiegeln.[7]

Gerade Gottsched war ein besonders einflussreicher Repräsentant dieses Stilwandels, was sich auch darin zeigt, dass der besagte Zeitraum zwischen 1730 und 1760 als „Gottsched-Zeit“ etikettiert wurde.[8] (Alternativ wurde diese Phase auch als „Hochaufklärung“ bestimmt.[9])

Gottsched war jedoch nicht nur ein wichtiger Praktiker dieses Stils, sondern er setzte sich auch theoretisch auf kritische Weise mit dem traditionellen periodischen Schreiben auseinander, und zwar bereits 1727 in seiner Zeitschrift ‚Der Biedermann‘, wo „der eingeführte Juristische oder Hof- und Canzelley-*Stilus*“ u.a. für seine Komplexität kritisiert wird, welche beim Lesen bewirke, dass „man zuweilen etliche Blätter umkehren“ müsse, „ehe ein eintzigmal der Verstand einer Rede aus ist, und durch einen Punct beschlossen wird“. Zudem sei dieser Stil „altväterisch: und zwar wegen der vielen verlegenen Verbinds-Wörter, altfränckischen Redensarten, und seltsamen Formeln“ (1727:107f.).[10] Noch deutlicher formulierte Gottsched seine Distanzierung von dem traditionelleren periodischen

[4] Vgl. bereits Steinhausen (1889:121–123) sowie Blackall (1966:132) und Wells (1990:136–138).

[5] Vgl. Blackall (1966: Kap. II–V) und Lefèvre (2013: Kap. 4). Vgl. auch Schuster/Wille (2015).

[6] Zudem bietet Stöckmann (2001:133–162) eine Rekonstruktion dieses Wandels aus poetologischer Sicht.

[7] Vgl. Stöckmann (2001:142) und Ueding/Steinbrink (2011:102f.). Dies korreliert mit einer generellen Aufwertung des Denkprozesses gegenüber dem Denkresultat in der Aufklärung; vgl. etwa Baasner (2006:15f.).

[8] Im Übrigen kann dieser Zeitraum wiederum in mehrere Phasen untergliedert werden; vgl. hierzu die luzide Darstellung von Brenner (2011: Kap. 3).

[9] Vgl. Baasner (2006:8f. u. 70). Zum sprachhistorischen Hintergrund vgl. auch Hundsnurscher (1990:423–426).

[10] Vgl. auch Blackall (1966:134f.) und Ueding/Steinbrink (2011:126f.).

Stil sowie seine Vorstellungen von einem variableren, natürlicheren Schreiben in seiner ‚Ausführliche[n] Redekunst' (1736:267):[11]

> „Denn überhaupt ist dieses die Regel im guten Schreiben, daß man erst seine Sache recht verstehen, hernach aber die Gedanken davon so aufsetzen muß, wie sie einem beyfallen; ohne daran zu denken, ob man es mit einfachen oder zusammengesetzten Perioden verrichtet. Je mehr man darum bekümmert ist, desto gezwungener und unnatürlicher wird die Schreibart werden. Es läßt nichts lächerlicher, als wenn sich einfältige Stilisten immer mit ihrem **Obwohl, Jedennoch; Gleichwie, also; Nachdem, so; Alldieweil, dahero; Sintemal, und allermaßen** behelfen: Gerade als ob man nicht ohne diese Umschweife seine Gedanken ausdrücken könnte. Doch wenn man ja diese Schulkünste noch wissen und brauchen will: So bemühe man sich mehr einfache als zusammengesetzte Perioden zu machen. Man rede und schreibe, wie man im gemeinen Leben unter wohlgesitteten Leuten spricht: Als wo man solche Verbindungsformeln gar nicht brauchet. Man wird auch dergestalt viel deutlicher reden und schreiben, als wenn man immer eine Menge von Gedanken in einen weitläufigen Satz zusammen bindet."

Eine weitere einflussreiche Schrift, die den Stilwandel gleichermaßen reflektierte und beförderte, war Christian Fürchtegott Gellerts ‚Praktische Abhandlung von dem guten Geschmacke in Briefen' (1751).[12] Nach Gellert vertritt der Brief „die Stelle einer mündlichen Rede" und muss sich deshalb „der Art zu denken und zu reden, die in Gesprächen herrscht, mehr nähern, als einer sorgfältigen und geputzten Schreibart. Er ist eine freye Nachahmung des guten Gesprächs" (S. 3). Zugleich sollen die Briefe ‚natürlich' gestaltet sein, wobei letztlich eine intellektuelle und kommunikative Angemessenheit gefordert wird: „Wenn die Gedanken aus einander herzufließen scheinen; wenn keiner fehlt, der zum Verstande nöthig ist; wenn keiner da steht, der zu nichts dienet [...]; wenn dieß ist: so heißt der Zusammenhang in der Schreibart und in Briefen natürlich" (S. 31). Wie dies zu verstehen ist, lässt sich gut an Gellerts Auseinandersetzung mit einem traditionelleren Briefsteller von Juncker illustrieren. Juncker (1728) entfaltet eine stark an der Logik orientierte Brieflehre, deren Ausgangspunkt diverse Schemata (z. B. Syllogismen) sind. In diesem Sinne wird in einer sehr detaillierten formalistischen Weise ein Einladungsschreiben an einen Freund konzipiert, das schließlich in die folgende „Elaboration" mündet (S. 84f.):

(5) Monsieur
mon cher Ami,
Sie sind es nun von langer Zeit her überzeugt, daß ich kein Vergnügen geniessen kan, wenn Sie durch Ihre werthe Gesellschaft solches nicht gleichsam erst angenehm machen wollen. Da nun heute überaus schön Wetter ist, welches mich anreitzet eine Spatzier-Reise nach Taucha zu thun; So bitte mir die Ehre Dero Gesellschaft aus. Ich erwarte Sie in einer Stunde auf meiner Stube; und Sie werden so dann den Wagen bereit vor der Haus-Thüre finden. Ich bin mit aller Aufrichtigkeit
Monsieur
mon cher Ami,
Dero ergebenster Diener, N.N.

In seiner Abhandlung diskutiert Gellert (1751:65) dieses Beispiel und kritisiert hieran „das Gezwungene in der Verbindung und in den Perioden, das Matte, das Fremde in den Worten und Redensarten". Er entwirft ein alternatives Schreiben, wobei ihn die Überlegung leitet, wie man im direkten kultivierten Gespräch einen Freund einladen würde (S. 60–64). Hier das Ergebnis:

(6) *Liebster Freund!*
Fahren Sie doch heute mit mir spazieren. Es ist so schön Wetter. Untersuchen Sie nicht, wie viel Sie Vergnügen auf dieser Reise haben werden, denken Sie lieber daran, daß ich ohne Ihre Gesellschaft keins haben werde. Wenn Sie mir dieses sagten, so käme ich gewiß. Der Wagen ist schon bestellt. Wollen Sie kommen? Ja. (Gellert 1751:60)

[11] Vgl. hierzu etwa auch Blackall (1966:129) und von Polenz (1978:123f.).

[12] Vgl. Nickisch (1991:81f.), Vellusig (2000: Kap. 4), Brenner (2011:66–69). Vgl. auch Rinas (2017:128–131).

Vellusig (2011:168) hat die Strategie dieses Briefes analysiert und hervorgehoben, dass der hier artikulierte Wunsch nicht logisch abgeleitet, sondern als eine ungezwungene Aufforderung vorgetragen wird. Dem lässt sich hinzufügen, dass sich dieser Charakter bereits im ersten Satz im Gebrauch der Abtönungspartikel *doch* widerspiegelt. Diese unterstreicht nämlich die Aufforderung, ist aber zugleich auch typisch für dialogischen Gebrauch.[13] Darüber hinaus zeigen sich im Vergleich mit Junckers Brief deutliche Unterschiede in der syntaktischen Gestaltung: Juncker folgt dem binären Gliederungsprinzip der Periode von Protasis zu Apodosis (*Da nun... So bitte mir... / Ich erwarte... und Sie werden...*). Hingegen ist die Gestaltung bei Gellert viel variabler: Hypotaktische Konstruktionen wechseln sich mit sehr kurzen einfachen Sätzen ab. Hierin manifestiert sich der Übergang von der kunstvoll gestalteten Periode zum schlichteren, alltagsnäheren „Satz“[14] – eine Entwicklung, die nicht nur für die Schreibpraxis, sondern auch für die Sprachtheorie sehr folgenreich sein sollte.[15]

Die hier skizzierten Wandlungen vollzogen sich somit um die Mitte des 18. Jahrhunderts, einem Zeitraum, dessen geistesgeschichtliche Bedeutung wiederholt hervorgehoben wurde.[16] Es ist offensichtlich, dass diese Entwicklungen mit den für diese Zeit charakteristischen Strömungen der Zivilisationskritik und der Ablehnung des „Künstlichen“ zugunsten des „Natürlichen“ korrelieren, wie dies etwa von Rousseau propagiert wurde.[17] Sowohl Gottsched als auch Gellert rekurrieren explizit auf die Idee der „Natürlichkeit“. Allerdings ist ihre Auslegung dieser Idee noch recht gemäßigt: Beide orientieren sich am Vorbild eines kultivierten Dialogs (eines Gesprächs „unter wohlgesitteten Leuten“ bzw. eines „guten Gesprächs“), und beide betonen die Notwendigkeit, die Gedanken in sinnvoller Ordnung vorzutragen. Tendenziell ist Gellert jedoch radikaler, denn sein Ansatz mündet in die Empfehlung:

> „Man vergesse also die gewöhnlichen Künste der Briefsteller, wenn man natürliche Briefe schreiben will. Man bekümmere sich dafür um gute Briefe, man lese sie mit Aufmerksamkeit, mehr als einmal, und mache sich mit ihren Tugenden bekannt“ (1751:66).

Die stilistische Kunstfertigkeit soll demnach also eher durch Imitation oder durch ein rezeptiv erworbenes ‚Gefühl‘ erlangt werden. Diese Distanz zur Theorie betont Gellert auch gleich zu Beginn seiner Abhandlung:

> „Man braucht keine große Mühe, wenn man das Schöne und Schlechte in einem Briefe erklären, und noch weniger, wenn man es kennen will. Man darf nur die Natur und Absicht eines Briefs zu Rathe ziehen, und einige Grundsätze der Beredsamkeit zu Hülfe nehmen: so wird man sich die nöthigsten Regeln, welche die Briefe fodern, leicht entwerfen können.“ (1751:1)

Dies steht in einem gewissen Widerspruch zu der stärker an rhetorischen Prinzipien orientierten Konzeption Gottscheds.[18]

Am Verhältnis von Gottsched und Gellert spiegelt sich somit die Dynamik der Entwicklung wider.[19] In der Tat war die Abwendung vom periodenorientierten Kanzleistil ein Jahrzehnte in Anspruch nehmender, eskalierender Prozess, wobei den weniger radikalen Vorgängern regelmäßig eine „schwülstige“ Schreibweise bescheinigt wurde.[20] Dieser Trend setzte spätestens bei den „galanten“

[13] Zur pragmatisch-semantischen Analyse der Partikel *doch* vgl. etwa Rinas (2006: Kap. 5). Zur dialogischen Funktion der Abtönungspartikeln vgl. etwa Rinas (2006:127f.).

[14] Zu dieser Entwicklung vgl. auch Lefèvre (2012).

[15] Beispielsweise hat sich gerade infolge dieser Entwicklung der Terminus ‚Satz‘ in den Grammatiken (und Interpunktionslehren) etabliert. Vgl. hierzu Rinas (2017), v.a. Kap. 6 bis 8. Vgl. auch Rinas (2021a).

[16] Einschlägige Forschungsbeiträge werden referiert von Schröter (2011: Kap. 5).

[17] Vgl. etwa Stöckmann (2001:48f., 165–195) sowie Dinzelbacher (Hrsg.) (2008:672f.).

[18] Vgl. hierzu etwa Stauffer (1997:69f.) und Hlobil (2010:183).

[19] Zum Verhältnis von Gottsched und Gellert vgl. auch Gerken (1990), v.a. Kap. VI.

[20] Zur Kritik am ‚Schwulst‘ vgl. Schwind (1977). Vgl. auch Zymner (2007).

Autoren August Bohse (= Talander) und Christian Friedrich Hunold (= Menantes) ein[21] und führte über Benjamin Neukirch[22] zu Gottsched und Gellert.[23] Auch hier bewahrheitete sich also, dass die Revolution ihre Kinder frisst: Späteren Kritikern galten auch Autoren wie Bohse und Gottsched als Exponenten eines „Schwulst-Stils". Er wurde schließlich der gesamten Barockzeit attestiert.[24] Am Ende dieser Entwicklung stand das Propagieren völlig freier assoziativer Schreibweisen sowie des „Genies" außerhalb jedes Regelsystems in der Epoche des Sturm und Drang.[25]

In unserer Skizze des zeitgenössischen Hintergrunds muss auch der sogenannte „spätbarocke Sprachenstrei" berücksichtigt werden. Dessen zentrales Thema war die Frage, welche Varietät des Deutschen als Standardsprache („Hochsprache") anerkannt werden solle. Gottsched, der als Professor an der Universität Leipzig wirkte, propagierte das Ostmitteldeutsche (Sächsische) als Leitvarietät.[26] Namentlich im Süden des deutschsprachigen Raums stieß dieses Postulat teils auf erbitterten Widerstand.[27] Hierbei wurden auch häufiger konfessionelle Aspekte eingebracht: Der katholische Süden verwahrte sich gegen die Homogenisierungsversuche aus dem protestantischen Norden.[28] Dies galt auch für Österreich, wo Gelehrte wie Johann Balthasar Antesperg und Johann Siegmund Popowitsch sich gegen Gottscheds Standardisierungsbemühungen wandten.[29] Dieser Widerstand hatte jedoch wenig Erfolg. Gerade in Österreich konnte sich Gottscheds Schriftsprache schon früh durchsetzen, da Kaiserin Maria Theresia seinen Bemühungen gegenüber aufgeschlossen war und institutionelle Rahmenbedingungen schuf, um sie zu fördern. Hierzu gehörte etwa die Stärkung des deutschen Unterrichts an Universitäten und insbesondere die Schulreform von 1774.[30]

Obgleich die allmähliche Verdrängung der Periode und der (konfessionell eingefärbte) spätbarocke Sprachenstreit nicht unmittelbar zusammenhingen, gab es doch Verbindungen. Dies zeigte sich besonders deutlich bei dem aus dem Breisgau stammenden Benediktinerpater Augustin Dornblüth, welcher 1755 sein Werk ‚Observationes' veröffentlichte. In diesem Werk wird die Tradition der oberdeutschen Literatursprache ebenso verteidigt wie der traditionelle Kanzleistil. Dornblüth ist so konservativ, ja reaktionär, dass er sogar Kanzleitexte des ausgehenden 17. Jahrhunderts als Vorbild empfiehlt, nämlich „gute ältere Canzley = Gerichts = und Proceß = Schrifften (unter welchen ich die von Annis 1670. da das Cammer = Gericht noch zu Speyr ware, 1680. und 1690. reiner, zierlicher und natürlicher als die jüngere gefunden hab)" (1755:6). Dornblüth erweist sich hiermit als später Verfechter einer an lateinischen Vorbildern und dem barocken Kanzleistil orientierten „süddeutschen Reichssprache", deren Grundlagen wohl bereits im ausgehenden 16. Jahrhundert gelegt wurden.[31] Dieser – letztlich vergebliche – Versuch, einen älteren Standard zu etablieren, musste naturgemäß in eine Gegnerschaft zu Gottsched führen, welche in Dornblüths Werk auch reichlich ausgelebt wird.[32]

Dass die oben referierten Stilauffassungen von Gottsched und Gellert sich nahe standen, hatte auch regionale und institutionelle Gründe: Beide Autoren lehrten als Professoren an der Universität

[21] Vgl. Schwitalla (2002:189f.), Meyer (2008:437).

[22] Vgl. Schwind (1977:201–204), Nickisch (1991:80f.).

[23] Vgl. Schwitalla (2002:190f.); vgl. auch Nickisch (1991:81f.), Schwind (1977:205–257).

[24] Vgl. Zymner (2007: Sp. 715), Bremer (2008:137).

[25] Vgl. etwa Grimminger (Hrsg.) (1980:327–340), Brenner (2011: 84–90).

[26] Zu einem Überblick vgl. etwa Gardt (1999:§4.2) oder Krischke (2009:107–112), ausführlicher von Polenz (1994:133–180). Vgl. auch Hassler (2013:252–255).

[27] Vgl. etwa Schlosser (1985) oder Reiffenstein (1989).

[28] Derlei Stellungnahmen von Vertretern beider (konfessioneller) Lager werden von Rütter (2014:61–78) referiert.

[29] Zu dieser Entwicklung und ihren wichtigsten Protagonisten vgl. Rössler (1997:15–89). Zu Antesperg vgl. auch Mraz (1980) und Brekle et al. (Hrsg.) (1992:80–80), zu Popowitsch vgl. Faninger (1996) sowie Brekle et al. (Hrsg.) (2001:63–81).

[30] Vgl. hierzu Wiesinger (1995), v.s. S. 335–347, sowie Wiesinger (2002); vgl. auch von Polenz (1994:174–176). Zur sprachkulturellen Situation dieser Zeit vgl. auch Podavka (2021).

[31] Vgl. hierzu Mattheier (1989). Vgl. etwa auch von Polenz (1994:171f.).

[32] Vgl. etwa auch Blackall (1966:103–108) sowie Faulstich (2008:119–123).

in Leipzig, einem Zentrum der Aufklärung.[33] Gerade dies war der Kontext, in dem sie auch auf Karl Heinrich Seibt wirkten, wie im folgenden Abschnitt ausgeführt werden soll.

3. Karl Heinrich Seibt

Wir wollen kurz ein paar biographische Angaben zu Seibt anführen, die sich für unser Thema als relevant erweisen werden:[34]

Karl (Carl) Heinrich Seibt wurde um 1735 in Mariental in der Oberlausitz als Sohn eines Klostersekretärs geboren.[35] Er wuchs somit im deutsch-slawischen Grenzbereich auf, und schon in seiner Jugend gelangte er nach Böhmen. So besuchte er von 1745 bis 1750 das Piaristengymnasium im böhmischen Kosmanos (Kosmonosy), und von 1751 bis 1755 studierte er die Rechte an der Prager Universität. 1756 ging er nach Leipzig, wo er unter anderem bei Gottsched und Gellert studierte. 1762 kehrte er nach Prag zurück, und ein Jahr später ersuchte er bei Maria Theresia um eine Berufung als Professor der schönen Wissenschaften.[36] Dem Antrag wurde entsprochen; noch im Jahre 1763 wurde Seibt zum außerordentlichen Professor der schönen Wissenschaften und der Ethik ernannt. In dieser Funktion lehrte er Moral, Erziehungskunst, deutschen Stil und Geschichte.

Nach der Aufhebung des Jesuitenordens im Jahre 1775 wurde Seibt zum Direktor der Philosophischen Fakultät der Karls-Universität sowie zum Direktor dreier Prager Gymnasien ernannt. 1783 und 1784 war er Rektor der Prager Universität. 1785 wurde er zum ordentlichen Professor der Theologie und Philosophie ernannt. 1794 erhob man Seibt aufgrund seiner pädagogischen Verdienste in den Ritterstand. 1806 starb er in Prag

Dieser kurze Abriss lässt erkennen, dass Seibts akademische Laufbahn sehr erfolgreich verlief. Der Beginn seiner Prager Karriere ist hierbei zweifellos im Kontext der österreichischen Sprachreformen zu sehen:

> „Karl Heinrich Seibt sandte Maria Theresia sein Ansuchen 1763, zu einem Zeitpunkt, der besser gar nicht gewählt hätte sein können. Er fügte sich zwanglos in eine Tradition sprachreformatorischer Bemühungen ein, die ab der Mitte des 18. Jahrhunderts schrittweise von Wien aus institutionalisiert wurden.“ (Hlobil / Wögerbauer 2008:70)[37]

Darüber hinaus war es ein begünstigender Umstand, dass Seibt Katholik war, denn die Anstellung der protestantischen ‚Gottschedianer‘ war im Habsburgerreich schon aus formaljuristischen Gründen problematisch.[38]

Generell wird Seibts Tätigkeit in Prag als wichtig und einflussreich angesehen. So urteilt etwa schon Tomek (1849:335), Seibts Auftreten könne „als eine neue Epoche in Böhmens Kulturgeschichte angesehen werden.“[39] Hierbei wird insbesondere Seibts Rolle als Vermittler deutscher Literatur betont. Diese würdigte auch schon Pelzel (1791:301f.):[40]

> „Um die Mitte dieses Jahrhunderts fieng die deutsche Sprache an, so gar die Lehrstühle auf der prager Universität zu besteigen. Denn im J. 1764. fieng Herr Karl Heinrich Seibt, die schönen Wissenschaften in deutscher Sprache öffentlich zu lehren an. Dieser gelehrte Mann war es, der die Böhmen zuerst mit der schönen deutschen Muse und Litteratur bekannt machte, und ihnen einen Geschmak

[33] Vgl. hierzu Martens (Hrsg.) (1990), insbesondere den Beitrag von Hammerstein (1990).

[34] Vgl. hierzu etwa von Wurzbach (1877:326–328) oder Schamschula (1973:264–266). Weitere Quellen nennen Hlobil/Wögerbauer (2008:66, Fn. 1) und Hlobil (2012:121f., Fn.1).

[35] Als Geburtsjahr werden in der Literatur auch 1737 und 1738 aufgeführt; vgl. Hlobil & Wögerbauer (2008:66, Fn. 1).

[36] Eine detaillierte Analyse dieses Ansuchens bieten Hlobil/Wögerbauer (2008).

[37] Zu diesen Hintergründen vgl. auch schon Wotke (1907:79–85).

[38] Vgl. hierzu Hlobil/Wögerbauer (2008:71f.).

[39] Vgl. etwa auch Hlobil/Wögerbauer (2008:67–69).

[40] Vgl. auch Schamschula (1973:170). Vgl. auch schon Winter (1943:87f.).

für dieselbe beibrachte. Es vergiengen kaum ein paar Jahre, so waren die vortrefflichen Schriften der deutschen schönen Geister in Jedermanns Händen. Sogar Damen, die bisher blos französische Litteratur kannten, lasen itzt einen Gellert, Hagedorn, Rabner, Gleim, Geßner, Kleist etc.: Die jungen Leute beiden Geschlechts lasen diese Schriften mit so viel Begierde, daß sie sie nicht so bald aus den Händen ließen. In Gärten, auf Spaziergängen und so gar auf öffentlichen Gassen traf man sie an, mit einem Wieland oder Klopfstock in der Hand. Hiedurch wurde nicht nur diese Sprache, sondern auch der deutsche Geist, der Geschmak und Litteratur unter den Böhmen immer mehr und mehr ausgebreitet."

Allerdings stieß Seibt mit seinen Vermittlungsbemühungen auch auf Widerstände, die sich in Anfeindungen und Intrigen äußerten. Eine (parteiische) Schilderung dieser Ereignisse bietet von Wurzbach (1877:326f.):

„Seibt's Wirksamkeit an der Prager Hochschule war eine in jeder Hinsicht erfolgreiche und um so bedeutsamer, als es ihm nicht an großen und einflußreichen Widersachern fehlte, die ihn bei den maßgebenden Stellen und selbst bei der Kaiserin denuncirten und alle Mittel anwendeten, ihn zu verderben. An der Spitze seiner Gegner stand Graf Wieschnik in Prag und die Triebfeder seiner Verfolgung waren die zwei Exjesuiten Schönfeld und Herz und der damalige Bibliotheks-Custos Mende, welch letzterer ein verdorbenes Subject, das später mit Selbstmord endete, Auszüge aus seinen Schriften machte, einzelne Sätze aus ihrem Zusammenhange riß und in sophistischer Weise ihren Sinn verdrehte. Auch beschuldigte ihn Mende, daß er seinen Schülern verderbliche Schriften zur Lectüre empfohlen habe, kurz er brachte allerhand vor, um Seibt's Verhalten in das nachtheiligste Licht zu stellen, was auch zur Folge hatte, daß ein Klage-Protokoll gegen S. aufgenommen wurde, dessen Folgen nur durch die Gerechtigkeit der großen Kaiserin abgewendet wurden."

Ein Motiv dieses Angriffs auf Seibt bestand offenbar darin, dass Graf Wieschnik ein entschiedener Gegner der Aufklärung und hiermit verbundener Innovationsbestrebungen war.[41] Die Anschuldigung führte 1779 zur „Seibt-Affäre"; es kam zu Untersuchungen, doch konnte Seibt seinen Posten behaupten.[42] Auch einiger weiterer Angriffe konnte Seibt sich erwehren.

Damit können wir uns nun Seibts stiltheoretischem Beitrag zuwenden.

4. Seibts Abhandlung

Seibts Abhandlung ‚Von dem Unterschiede des zierlichen, des Hof- und Curialstyls' wurde in Prag veröffentlicht und war wohl auch vorrangig an das dortige akademische Publikum adressiert; dennoch wurde sie auch außerhalb Prags wahrgenommen (vgl. Abschnitt 5). In der modernen Forschung ist das Interesse hingegen eher gering: Während die stiltheoretischen Beiträge von Gottsched und Gellert in der Fachliteratur wiederholt gewürdigt wurden, hat Seibts Abhandlung nur wenig Aufmerksamkeit gefunden.[43] Daher soll diese Arbeit hier zunächst vorgestellt werden.

In der ‚Vorerinnerung' zu diesem Werk (1768) merkt Seibt an, dass es primär als Material zu einer geplanten Vorlesung intendiert ist, welche „der theoretischen und praktischen Schreibart" gewidmet sein soll.

Der Haupttext setzt ein mit grundsätzlichen Überlegungen hinsichtlich der Möglichkeiten, Gedanken mitzuteilen. Seibt unterscheidet drei Fälle: die Mitteilung durch Gesten, durch gesprochene Sprache und durch Schrift (1768:1f.). Hieran knüpft Seibt eine Hypothese zum „Ursprunge der Buchstaben": Die Schrift sei erst „in Republiken" entstanden, da erst ein solch komplexes System

[41] Zu diesen Hintergründen vgl. Prokeš (1929:319–322).

[42] Zum Verlauf vgl. Prokeš (1929). Vgl. auch Winter (1943:97–105) und Bachleitner (2017:198).

[43] Eine Ausnahme stellt der Beitrag von Wotke (1907) dar, wo Seibts Abhandlung recht ausführlich präsentiert und kontextualisiert wird (S. 73–89). Auf Wotkes Beitrag werden wir daher wiederholt zu sprechen kommen. Außerdem sei auf die Arbeit von Heller (1992) verwiesen, wo Gedanken aus Seibts Beitrag referiert werden (S. 294–298).

das Fixieren von Regeln, Gesetzen, Besitzverhältnissen u.ä. erforderlich mache (S. 2–6).[44] An derlei Ausführungen über die Verflechtung von Schrift und Staatswesen knüpft Seibt ein Argument *pro domo*, um seine Stillehre zu rechtfertigen:

> „Hieraus erhellet, wie sehr junge Leute sich wider den Staat versündigen, wenn sie, nachdem sie kaum ein philosophisches oder juristisches Collegium, und das oft nur obenhin, gehöret haben, [...] sich bey Dikasterien und auf Rathhäusern einschleichen, ohne vom Schreiben mehr zu verstehn, als was den mechanischen Theil davon ausmacht“ (S. 6f.)

Aber auch

> „diejenigen, die sich den höhern Staatsgeschäften widmen, dörfen in diesem Stücke es an Fleisse und Uebung nicht ermangeln lassen. Denn wiewohl eine männliche, anständige und geläuterte Schreibart allein einen Staatsmann nicht ausmacht: so ist sie ihm doch unentbehrlich.“ (S. 7)

Anschließend kommt Seibt zum Kernanliegen seiner Abhandlung, der Unterscheidung von Stilarten, wobei der „zierliche“[45] Stil und der Hofstil ausführlicher behandelt werden:[46]

i) der „zierliche“ Stil: Dieser kommt z. B. in einem Brief an einen Freund, einem Beitrag für ein Wochenblatt, einer gelehrten Abhandlung oder in einer Geschichte zur Anwendung. Hier „befinden wir uns [...] in einer gänzlichen Freyheit, zu sagen, was und wie wir es denken“ (S. 8):

> „Ich bin mir dabey selbst überlassen; nichts hindert mich, meinem Genie, meiner Einbildungskraft, meiner Empfindung zu folgen. Ich überdenke die Materie, die ich zu bearbeiten habe; ich wähle aus den Gedanken, die mir einfallen, die besten; ich ordne sie nach meinem Gutbefinden, und wie sie am natürlichsten auf einander folgen; ich kenne keinen Zwang, keine Gesetze, als die mir der gute Geschmack, und die Regeln der Beredsamkeit auferlegen. Aber aus dem Grunde eben dieser Freyheit, darf ich es nicht dabey bewenden lassen, mich nur verständlich auszudrücken; ich muß auch meinem Leser, der keine Verbindlichkeit hat, mich zu lesen, zu gefallen suchen, ihn nicht nur unterrichten und überzeugen, sondern auch ergetzen. Meine Schreibart muß also noch etwas mehr, als deutlich, sie muß auch zierlich sein. Denn zierlich heißt, was vorzüglich gefällt, was unsern Geist mit schönen Bildern belustiget, unser Herz mit angenehmen Empfindungen erfüllet, mit einem Worte, was Grazie hat. Die zierliche Schreibart erfordert also feine, sinnreiche, naive, anmuthige, witzige, unerwartete und erhabne Gedanken; einen lebhaften, glänzenden, zuweilen auch prächtigen und erhabnen Ausdruck, einen ungezwungenen, und doch kernigen, einen gedrängten, und doch leichtfliessenden Vortrag. Sie entlehnt Schmuck und Schönheit von der schönen Natur, die sie in den reitzendsten Gemälden und Schilderungen nachahmet; sie gebraucht sich alles des Aufputzes, aller der Zieraden, aller der Hülfsmittel, so ihr die Redekunst, um zu gefallen, zu rühren, um in Verwundrung und Erstaunen zu setzen, darbeut; sie verträgt also Tropen und Figuren, lebhafte Wendungen, die Sprache des Affekts, Schwung, Scherz, Satyre und Gelehrsamkeit: doch, es versteht sich, alles mit Maasse, und nach Beschaffenheit der Materie, und der Gattung der zierlichen Schreibart, die man wählt; denn man kann auch in diesem Stücke, wenn es uns an guten Geschmacke, an Urtheilskraft, und an Kenntniß der Regeln der Schreibart fehlt, ausschweifen, und, statt zu gefallen, Ekel erregen.“ (S. 9f.)

ii) der „Hof- und Curialstyl“: Dies ist „diejenige Schreibart, die bey Höfen in einheimischen sowohl, als auswärtigen Staatsgeschäften üblich ist; deren sich Regenten gegen ihre Minister und

---

44 Dies ähnelt der heutzutage vertretenen Auffassung, dass Schriftsysteme in den frühen Hochkulturen entstanden, weil in diesen Gesellschaften besondere Verwaltungsaufgaben zu erfüllen waren; vgl. etwa Klix (1993:250–252).

45 Die Bezeichnungen ‚zierlich‘ bzw. ‚Zierlichkeit‘ wurden oft als Entsprechungen zum antik-rhetorischen Konzept der ‚elegantia‘ gebraucht und weisen – genau wie dieses – eine verwirrende Bedeutungsvielfalt auf; vgl. Stöckmann (2009). Wie aus den unten referierten Darlegungen Seibts hervorgeht, ist ‚zierlich‘ bei ihm etwa im Sinne von ‚geschmackvoll‘, ‚ästhetisiert‘ oder ‚gefällig‘ zu verstehen.

46 Die Abgrenzung der „zierlichen Schreibarth“ von „dem Hof-Stilo“ hat Seibt bereits in seinem Lehrplan aufgeführt, der in dem an Maria Theresia gerichteten Ansuchen um Ernennung zum Professor von 1763 enthalten ist; vgl. Hlobil/Wögerbauer (2008:92).

Unterthanen, und diese gegen sie und ihre Minister in öffentlichen Angelegenheiten gebrauchen" (S. 10). Beispiele hierfür sind Gesetze, Manifeste, Verordnungen, Dekrete, verschiedene Berichte, Referate, Memoriale, Klagen und Beschwerden, Verträge, Vollmachten usw. (S. 10). Entsprechend dieser spezifischeren Situationen ist unsere Freiheit im Schreiben eingeschränkt durch „die Sachen, die wir vortragen, die Personen, an die wir schreiben, das Verhältniß, in welchem wir mit ihnen stehen, Zeit und Ort" (S. 8). Daher muss man hier „das angenommene Ceremoniel, oder, wie man es sonst nennt, die Cortesie beobachten" (S. 11). Beispielsweise gebraucht ein Regent Ausdrücke wie *befehlen*, *verordnen allergnädigst*, *in allerhöchsten Hulden und Gnaden*, ein Untertan hingegen Wendungen wie *legt seine unterthänigste Bitte zu Füssen seines Landsfürsten in tiefster Ehrfurcht nieder, empfiehlt sich zu allerhöchsten Hulden und Gnaden* usw. (S. 11). Diese zeremoniellen Elemente werden von Seibt ausdrücklich verteidigt:

> „Diese Cortesie, was man auch immer dawider einwendet, bleibt, da sie einmal eingeführet ist, ein wesentlicher Theil des Hofstyls, und läßt sich gar wohl vertheidigen; wie es denn überhaupt ein Irrthum ist, wenn man glaubt, daß sie, an und für sich, den Hofstyl steif und holprig mache." (S. 12)

Im Hofstil geht es folglich um „wichtige Staatsangelegenheiten und Geschäfte" (S. 12) – Daraus ergeben sich spezifische Forderungen an diesen Stil,

> „daß er nämlich ernsthaft, gesetzt und männlich sey, und nach Gelegenheit auch Erhabenheit und Würde habe; daß man alle witzige Einfälle eben so sehr, als alle Schulgelehrsamkeit, die hier unerträgliche Pedanterey seyn würde, vermeide; daß der Vortrag, da es hier hauptsächlich um Deutlichkeit, und daß man ihn leicht übersehe, zu thun ist, kurz, bindig, nachdrücklich, und genau zusammenhangend, der Ausdruck einfach, ungekünstelt, und nicht zweydeutig sey, iedoch, ohne aus Beredsamkeit, die hier sehr zur Unzeit angebracht seyn würde, den mindesten Anspruch zu machen". (S. 12)

Vordringlich ist somit die Sache, nicht das Gefallen. Daher gilt, dass

> „alles dasjenige in dem Hofstyle unschicklich sey, was die Schreibart, wie wir oben gesehen haben, zierlich macht." (S. 12)

Wie unschwer zu erkennen ist, sind diese Ausführungen eher vage und umkreisend. Seibt konkretisiert sie jedoch durch Beispiele. So führt er zwei (fiktive) Briefe auf, die von einer Frau namens Lucinde verfasst sind. Deren Mann, ein Offizier, ist in einer Schlacht gefallen. Lucinde bleibt mit fünf Kindern mittellos zurück und will daher bei Maria Theresia um ein Gnadengehalt ersuchen. Im ersten Brief berichtet Lucinde ihrer Freundin Cäcilie vom Vorgefallenen und von ihrer Absicht. Hier der Anfang dieses Schreibens:

(7) *Liebste Cäcilie.*
Vielleicht werden Sie noch nicht wissen, daß, bey einem allgemeinen Frohlocken über die herrliche Niederlage unsrer Feinde, Ihre äusserst betrübte Lucinde in Thränen zerfliesset? – Kaum habe ich Kräfte genug, Ihnen mein Unglück zu berichten. – – Mein Mann ist geblieben! Weynen Sie, theuerste, weynen Sie mit mir, auch Sie haben viel, den zärtlichsten Freund verloren. – Mein Schmerz ist unaussprechlich, und verfinstert alles um mich her. – Und, ach geliebteste, er ist nicht auf der Stelle geblieben; noch sechs Stunden hat er unter den grausamsten Schmerzen seiner Wunden (vielleicht ohne Labung, ohne Hülfe!) gelebt, und mit gebrochner Zunge meinen, und seiner Kinder Namen unabläßlich geseufzt. – O meine andre Seele! warum konntest du nicht in meinen Armen erblassen! Vielleicht daß ich deinen Geist noch einige Stunden aufgehalten hätte! – Dein Anblick würde zwar mein Herz durchbohret, er würde meine Seele erschüttert haben; aber – ich hätte dich an meiner Brust, an meinem Herze, das nur für dich schlug, sterben gesehen; ich hätte deinen letzten Hauch in mich geküßt, und dir die unwiederrufliche Versicherung meiner Treue mit in die Ewigkeit hinüber gegeben! – Aber ach! – auch diesen, wiewohl schrecklichen Trost hat mir ein grausames Schicksal versagt! – – Aber wohin gerathe ich? O ich Unglückliche! Verzeihen Sie, ach verzeihen Sie, wertheste, der empfindlichsten Wehmuth diese Ausschweifungen! Meine Seele denkt und empfindt nur ihn; ich weis nicht was ich schreibe. – [...] (S. 13f.)

Lucindes zweiter Brief ist das an Maria Theresia gerichtete Ansuchen:

(8) *Ew. Kaiserl. Königl. Apostol. Majest. werden aus der eingesendeten Todtenliste der bey der letztern Schlacht gebliebenen Offiziere zu ersehen, geruhet haben, wiedaß eben dieses Loos den Ehrenhold von Tapfermuth, gewesenen Obersten des N. N. Infanterie Regiments, meinen Mann getroffen habe.*
Nachdem ich nun durch dessen Tod nicht nur mit fünf unerzogenen Kindern, davon das älteste noch nicht acht Jahr alt ist, in den betrübtesten Wittwenstand versetzt worden bin; sondern auch mein Mann, da er von Hause aus nicht das geringste Vermögen gehabt, mir nicht soviel hinterlassen hat, daß ich, ich will nicht sagen standsmässig, sondern nicht einmal nothdürftig mit meinen Kindern zu leben, noch vielweniger ihnen eine Erziehung zu geben, im Stande bin, die dem Namen ihres Vaters Ehre, und sie dereinst zu Ew. Kaiserl. Königl. Majest. allerunterthänigsten Diensten geschickt machen könnte.
Als unterstehe ich mich zu Ew. Kaiserl. Königl. Majest. Gnadenthrone, in der Eigenschaft einer verlaßnen und hülflosen Wittwe, sammt meinen fünf Waisen in tiefester Unterthänigkeit zu nähern, und zu allerhöchst Dero Füssen meine wehmüthigste Bitte niederzulegen, womit Ew. Kaiserl. Königl. Majest. in allermildester Rücksicht auf die Treue und den Eifer, mit welchen mein sel. Mann durch fünfzehn Jahre die Schuldigkeit eines rechtschaffnen Offiziers gethan, und für das Vaterland und allerhöchst Dero Gerechtsamen Blut und Leben aufgeopfert hat, mir und meinen armen Kindern einen jährlichen Gnadengehalt angedeyen zu lassen, allerschuldreichest geruhen mögen. [...] (S. 16f.)

Seibt kommentiert diese Briefe:

> „In beyden diesen Aufsätzen ist der Innhalt beynahe ebenderselbe. [...] Aber die Personen, mit denen, und die Absicht aus der Lucinde mit ihnen spricht, machen, daß ihre Schreibart verschieden ist. In dem Briefe redet sie zu ihrer Vertraute[n], zu ihrer Freundinn, um von ihr bedauert, um von ihr getröstet zu werden. Hier hat sie also keine Feyerlichkeiten zu beobachten, keine Ursache, sich Zwang anzuthun; sie darf sich ihrer Empfindung überlassen; sie hat die Freyheit, zu sagen, was und wie es ihr Herz ihr eingiebt, ohne Ordnung, ohne Zusammenhang; sie kann weynen, seufzen und klagen, um ihr Herz zu erleichten. Ihr Affekt ist allein ihre Regel; er erzeugt und ordnet Gedanken und Ausdruck; er reisset sie fort, und kaum hat sie von dem Tode ihres Mannes zu reden angefangen, als er heftiger wird, ihre Liebe rege macht, und in Ausrufungen und vergebene Wünsche ausbricht; und nachdem er in dieser kleinen Ausschweifung einigermaßen vertobet hat, wird ihre Seele inetwas ruhiger, und zu Vorstellungen fähig. Sie erkennt, daß sie ausschweift“ (S. 18f.).
> „Mit dem Memoriale aber verhält sichs ganz anders. Hier tritt sie vor den Thron der Majestät selbst in der Absicht, eine Gnade zu erbitten. Sie darf daher nicht in einer leichten und gut lassenden Negligee, sie muß in einem Hofkleide erscheinen. Ich will sagen, das Verhältniß, in welchem Sie mit der Monarchinn steht, fordert Feyerlichkeit und Gepränge, und daß sie sich zu diesem Auftritte vorbereitet habe. Ihr Vortrag muß daher zuvor wohl überlegt, und also kurz, ernsthaft, deutlich, regelmässig und genau zusammenhangend, der Ausdruck vorsichtig gewählt, und dem Hofstyle angemessen seyn; mit einem Worte, sie muß keinen Brief, sondern ein Memorial schreiben, sie darf nicht bitten; sie muß ihre Bitte vortragen; sie darf nichts sagen, als was die Monarchinn zu wissen nöthig hat; und deswegen darf sie nur mit wenig Worten den Tod ihres Manns, als die veranlassende Ursache ihrer Bitte, berühren, ohne dabey in wehmüthige Klagen, das nur unter Vertrauten statt findet, auszubrechen.“ (S. 19f.)

Dem fügt Seibt die Bemerkung hinzu, der Hofstil habe „seinen eignen Ton, den ein feines Ohr nicht verkennt, seinen eignen Gang, darinn er sich unterscheidet“ (S. 20).

Abermals operieren diese Charakterisierungen also mit einer eher vagen (teils psychologischen, teils metaphorischen) Begrifflichkeit. Insbesondere muss verwundern, dass Seibt den Gebrauch spezifischer sprachlicher Mittel nicht thematisiert, obwohl diesbezüglich einige Unterschiede zwischen den beiden Briefen geradezu ins Auge springen:

- Im Brief (7) fällt zunächst einmal der gehäufte Gebrauch von Ausrufezeichen zur Markierung der Exklamativsätze auf. Dies spiegelt natürlich den emotional-emphatischen

Charakter des Schreibens wider. Nicht weniger auffällig ist die ausgiebige Verwendung von Gedankenstrichen.

- Im Ansuchen bzw. ‚Memorial' (8) finden sich weder Ausrufezeichen noch Gedankenstriche; die Interpunktion in diesem Passus ist beschränkt auf das traditionelle Inventar der Gliederungszeichen Punkt, Semikolon und Komma. Auffällig ist die hohe Satzkomplexität und – hiermit verbunden – der Gebrauch komplexer Prädikate wie: *zu ersehen geruhet haben* / *zu geben im Stande bin* / *angedeyen zu lassen*.

Einige dieser Unterschiede verdienen eine ausführlichere Behandlung:

Die Verwendung des Gedankenstrichs in (7) ist eine durchaus zeittypische Erscheinung, denn dieses Zeichen fand erst in der deutschen Hoch- und Spätaufklärung weitere Verbreitung.[47] Zunächst war es offenbar in England gebräuchlich und wurde durch die Romane von Samuel Richardson und Lawrence Sterne im deutschen Sprachraum popularisiert.[48] Bereits um die Mitte des 18. Jahrhunderts wird das Zeichen häufiger im Kontext der anakreontischen Dichtung[49] gebraucht. Diese Verwendungen wurden jedoch schon früh kritisiert. So heißt es in einer spöttischen Abhandlung ‚Über den neuesten Witz im Kulturleben' (Anonymus 1754:157f.):

> „Die neuesten witzigen Köpfe pfeiffen ein etwas von Mädgen und Wein, um zu zeigen, daß sie wissen, es sey ein Anacreon auf der Welt gewesen, und daß sie den Namen eines Hagedorns und Gleims gehört haben [...] So haben unsere neuesten witzigen Köpfe lauter windschiefe Gedanken, davon keiner auf den andern passet [...] Wo ihnen die Gedanken fehlen, wo sie auch nicht Worte hinsetzen können, da lassen sie den Raum mit Strichen erfüllen. Das ist gewiß ganz was neues, und hierin ist der Witz auf das höchste getrieben. Soll ich meinen Lesern ein Muster davon vorlegen? doch nein, ich möchte sonst – – – – – –
> Denn man kan nicht alles sagen, es fehlen oft die Ge- – – –
> – – – – – – – – – – – danken. [...]"

Die wachsende Popularität des Gedankenstrichs in dieser Zeit lässt sich aus den ideologischen Maximen der Aufklärung erklären: Wie schon in Abschnitt 2 angesprochen wurde, war den Aufklärern der Denkprozess letztlich wichtiger als dessen Resultat. Dies implizierte eine Abwendung von der auf streng geordneten Darlegungen fixierten traditionellen Rhetorik – und damit auch eine Abkehr von der kunstvoll gestalteten Periode. In der Spätphase der Aufklärung wurde dieser Ansatz nun dahingehend radikalisiert, dass man den Denkprozess in maximal „natürlicher" Weise wiedergeben wollte – also mit all jenen Brüchen und Sprüngen, die unser spontanes, natürliches Denken auszeichnen. Gerade hierfür wurde der Gedankenstrich eingesetzt. In sprachlicher Hinsicht markiert er somit oft Ellipsen, Aposiopesen oder Anakoluthe.

Ein solcher Gebrauch des Gedankenstrichs kann allerdings dazu führen, dass man sich in wohlfeiler Weise mit bloßen Andeutungen begnügt, um gedankliche Schwächen zu kaschieren. In diesem Sinne beklagt schon Heynatz (1770:71), dass der Gebrauch dieses Zeichens „so eingerissen" sei, „daß er beinahe verächtlich geworden ist, und daß man oft dabei auf den Einfall gerathen muß: Hier – hat der Autor nichts gedacht. – Hier – braucht der Leser nichts zu denken. –".

Trotz dieser Vorbehalte ist der Gedankenstrich schließlich in Interpunktionslehren übernommen und damit kodifiziert worden. Bei Gottsched ist dies allerdings noch nicht der Fall: Obwohl dessen einflussreiche ‚Sprachkunst' (1748) eine ausführliche Interpunktionslehre enthält (S. 55–64), ist der Gedankenstrich dort nicht berücksichtigt, auch nicht in den späteren Auflagen (vgl. Gottsched 1762:100–113). Im deutschen Sprachraum wurde der Gebrauch dieses Zeichens offenbar erstmals in den ‚Kritische[n] Briefe[n] über die Tonkunst' (1763) des damals führenden Musiktheoretikers Friedrich Wilhelm Marpurg in Regeln gefasst. Wenig später finden sich solche Regeln auch in diversen Sprachlehren, etwa bei Bodmer (1768) oder Felbiger (1774).

[47] Vgl. zum Folgenden Rinas (2017:173–177).

[48] Zur englischen Tradition vgl. Michelsen (1993).

[49] Zu dieser Richtung vgl. etwa Zeman (1977) und Stenzel (1988).

Seibts Abhandlung fällt somit in eine Zeit, in der die Kodifizierung des Gedankenstrichs am Anfang steht. Gleichwohl wurde die Verwendung dieses Zeichens bereits in den 1750er Jahren häufiger (in Aufsätzen und Rezensionen) diskutiert. Dass Seibt dieses Zeichen so extensiv gebraucht, ohne dies metasprachlich zu reflektieren, ist somit einigermaßen verwunderlich.

Der ausgiebige Einsatz von Exklamativsätzen bzw. Ausrufezeichen, Gedankenstrichen und Digressionen verleiht dem Brief (7) eine emotionale Qualität, die es durchaus erlauben würde, ihn als frühes Beispiel des ‚Sturm und Drang‘ zu bestimmen. Textuell gibt es keine großen Unterschiede zu den mit Gedankenstrichen übersäten Briefen Werthers.[50] Mit dieser Gestaltungsweise ist Seibt deutlich radikaler und progressiver als seine Lehrer Gottsched und Gellert.

Auch das Ansuchen (8) weist interessante Spezifika auf. Wenn man den zweiten Absatz sorgfältig liest, wird man feststellen, dass dieser – in moderner Terminologie formuliert – lediglich aus einem mit *nachdem* eingeleiteten Nebensatz zu bestehen scheint, zu dem der Hauptsatz fehlt. Tatsächlich wird dieser auch erst im dritten Absatz „nachgereicht“. Das Gerüst dieser Konstruktion ist also:

> **Nachdem** ich [...] nicht nur [...] versetzt worden bin; sondern auch mein Mann [...] hinterlassen hat {daß ich...}.
> **Als** unterstehe ich mich [...] zu nähern [...] niederzulegen, womit [...] geruhen mögen.

Im Sinne der älteren Theorie ist dies eine mustergültige zweigliedrige Periode mit dem prototypischen Protasis-Konnektor *nachdem* und dem ebenso prototypischen Apodosis-Konnektor *als*, auf welchen – ebenso typisch – unmittelbar das finite Verb (*unterstehe*) folgt (vgl. Beispiel (1) in Abschnitt 2). Weniger typisch ist allerdings die textuelle Anordnung: Sowohl nach der damaligen Theorie als auch nach vorherrschendem Usus wurden Vor- und Nachsatz üblicherweise durch ein Kolon (also den Doppelpunkt), ein Semikolon oder evtl. auch ein Komma (bzw. eine Virgel) getrennt (vgl. die Beispiele (1) bis (4) in Abschnitt 2). In Seibts Beispiel sind Vor- und Nachsatz hingegen auf zwei Absätze aufgeteilt. Eine Periode, die sich über zwei Absätze erstreckt! – Es ist unklar, auf welchen Usus sich Seibt hierbei stützt.

Es sei noch angemerkt, dass der traditionelle Charakter von (8) auch dadurch unterstrichen wird, dass im Vorsatz der besagten Periode eine sog. „afinite Konstruktion“ auftritt, also eine Konstruktion, in der das Hilfsverb weggelassen wurde:

(9) da er von Hause aus nicht das geringste Vermögen gehabt {hat}

Wie in Rinas (2019) ausgeführt wird, ist auch dies ein typisches und traditionelles Mittel zur Gestaltung von Perioden.

Die Beispiele (7) und (8) stehen somit in einem scharfen Gegensatz: auf der einen Seite eine freie Abfolge von Gedanken, die in Form einfacherer Sätze realisiert werden; auf der anderen Seite eine sehr repräsentative und komplexe Gedankenentfaltung in Periodenform. Neues und Älteres werden hier direkt konfrontiert. Was Seibt als synchronen Gegensatz zweier Stilarten präsentiert, spiegelt zugleich den grundlegenden stilistischen Wandel in der Aufklärungszeit wider. In gewisser Weise bietet er uns also Anschauungsmaterial unterm Brennglas.

Im weiteren Verlauf seiner Darlegungen setzt sich Seibt mit „Misbräuchen“ und „Fehlern“ auseinander, „die sich in den Hofstyl eingeschlichen haben“. In kritisch-ironischer Abgrenzung zu seinen Vorgängern bemerkt er, dass diese Mängel „unter der glorreichen Regierung eines Lünigs, Glafeys und Fabers das Bürgerrecht erhalten haben“ (S. 24). – Hiermit sind offenkundig die Autoren Adam Johann Christian Lünig und Friedrich von Glafey gemeint, die beide in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts Schreiblehren verfasst haben.[51] Darüber hinaus hat Lünig umfangreiche Dokumentensammlungen publiziert, die als Muster für den ‚Hofstil‘ herangezogen werden konnten.

[50] Zum Gebrauch des Gedankenstrichs in Goethes Die Leiden des jungen Werthers (1774) vgl. Stenzel (1970:40–54). Vgl. etwa auch Vellusig (2011:170f.).

[51] Zu Lünig und Glafey vgl. die Hinweise in Heller (1992), S. 113 bzw. 196–201.

Mit „Faber“ ist offenbar Anton Faber (eigtl. Christian Leonhard Leucht) gemeint, der 1697 die (bis 1760 fortgeführte) Aktensammlung ‚Europäische Staats-Cantzley‘ begründete, welche ebenfalls als Mustersammlung dienen konnte.[52] Den von diesen Autoren propagierten Stil kritisiert Seibt noch ausgiebiger:

> „Es war eine Zeit, (o möchte sie gewesen seyn!) wo auch in dem Hofstyle ein verderbter Geschmack herrschte; eine Zeit, wo man glaubte, eine weltübliche Schreibart (dieß war damals der empfehlende Name des Hofstyls) habe alsdenn erst das ächte Gepräge, wenn sie mit lateinischen und französischen Redensarten freygebig durchspickt war; wenn eine Menge undeutscher und veralteter Wörter und Formlichen, wenn allmächtige Perioden, die ganze Seiten anfüllten, und darüber man zehnmal Athem holen mußte, bis einer zu Ende war, wenn häufig vorkommende Parenthesen, die noch eine Menge kleiner subaltern Parenthesen commandirten, den Vortrag so verwirrt, unverständlich und mystisch machten, daß ihn niemand, der nicht vom Handwerke war, und diese Weidsprüche gelernt hatte, verstund; wenn endlich das Ceremoniel, das bis zum Ekel übertriebene Ceremoniel so gewissenhaft beobachtet war, daß das persöhnliche Fürwort des Schreibenden der Person, die man anredete, nachstund, wenn auch Deutlichkeit und Sprache darbey litt. Es war z. B. nicht erlaubt zu schreiben: Als soll ich Ew. Excell. unterthänigst anzeigen; es mußte heißen: als soll Ew. Excell. ich etc.“ (S. 24f.)

Diese Kritik untermauert Seibt u.a. mit einem konstruierten Beispiel, das als Karikatur dieses Stils dienen kann.[53] Hier ein Auszug:

(10) *Ew. Excell. werden mir nicht ungnädig auszudeuten geruhen, samb Hochderoselben mit einem unterthänigsten Bitt-Gesuch abermahlens zu behelligen mich erkühne. Es wird nehmlichen Ew. Excell. sonder Zweifel aus meinem ersteren eingereichten supplicato annoch in ruckerinnerlichen hohen Angedenken obschweben, wasmassen mein ohnlängst verstorbener Bruder bennantlich Ernestus Wintergrün, vorgewester Burger in Nirgendsheim vermög seines Testamenti mich zum universal-Erben seines hinterlassenen Haab- und Guts instituiret habe*. (S. 30)

Zum Kontrast präsentiert Seibt eine „modernere“ Fassung dieses Schreibens, in dem vor allem „die veralteten und undeutschen Ausdrücke“ beseitigt sind:

(11) *Ew. Excell. nehmen nicht ungnädig auf, daß ich mich neuerdings unterstehe, Hochdenselben mit einer unterthänigen Bitte beschwerlich zu fallen. Es werden sich nämlich Ew. Excell. aus meiner erstern Bittschrift noch gnädigst zu erinnern geruhen, daß mich mein seliger Bruder Ernst Wintergrün, ehemaliger Bürger in Nirgendsheim zum alleinigen Erben seiner sämmtlichen Verlassenschaft eingesetzet habe*. (S. 31)

Seibt kritisiert also

a) den (unnötigen) Gebrauch von Fremdwörtern (vgl. auch S. 35);
b) den Gebrauch ‚undeutscher‘ oder veralteter Wörter;
c) allzu lange Perioden;
d) zu viele (und verschachtelte) Parenthesen;
e) bestimmte zeremoniale Wendungen wie das nachgestellte Pronomen *ich*.

Als Beispiel für b) nennt er noch die veraltete Konjunktion *dannenhero* sowie gekünstelte Nominalisierungen wie *Bittgewährung* oder *Beaugenscheinigung* (S. 35f.)

Seibt betont, dass eine Vertrautheit mit dem ‚zierlichen‘ Stil dabei helfen könne, derartige Mängel zu vermeiden:[54]

---

52 Zu Faber/Leucht vgl. etwa Brachwitz (2011:40–42).

53 Auf S. 33 spricht Seibt explizit von einer ‚Karikatur‘.

54 Allerdings passt diese Argumentation nicht recht zu Seibts schon oben referierter Regel, wonach „alles dasjenige in dem Hofstyle unschicklich sey, was die Schreibart [...] zierlich macht“ (1768:12). – Dies ist wohl darauf zurückzuführen, dass der Ausdruck ‚zierlich‘ auch bei Seibt changiert und somit mal als ‚ungezwungen‘ oder ‚schlicht‘, mal als ‚geschmackvoll‘ oder ‚zeitgemäß‘ zu deuten ist. Vgl. Fn. 45.

> „Wer in der zierlichen Schreibart geübet ist, der wird nie einen rauhen und unschmackhaften Hofstyl schreiben, denn sein guter und geläuterter Geschmack wird auch hier seinen Einfluß sichtbar verrathen.“ (S. 37)

Hierfür sei jedoch ein systematischer Unterricht erforderlich (S. 37). Hingegen sei es ein Irrweg, für die Schreibpraxis ältere Lehrwerke oder Formularbücher als Muster zu konsultieren:

> „Wir trauen einem verführerischen Titel, und wenn er uns eine **gründliche Einleitung zum Canzleystyl**, zur **weltüblichen Schreibart**, zur **Staatspraxis** u.d.g. verspricht“ (S. 39)[55]

Wenn wir uns an derlei Mustern orientieren,

> „wird unser Geschmack unvermerkt verdorben, und wenn wir gute Schriften zu Gesichte bekommen, schütteln wir den Kopf, und das gelindeste Urtheil, so wir darüber fällen, ist, daß wir mit Verachtung sagen: **Das ist eine affektirte Schreibart!** Wir feinden diejenigen, die besser, als wir schreiben, an, und wenn wir es ihnen nicht nachmachen können, so geht es den guten Leuten, wie einem gewissen Thiere in Gellerts Fabeln.“ (S. 39)

Mit dem Tier ist offenbar der ‚Tanzbär‘ in Gellerts gleichnamiger Fabel gemeint. Dieser wurde von Menschen als Attraktion gehalten, kann jedoch entkommen und zu seinen Artgenossen fliehen. Als er diesen seine Tanzkünste zeigt, werden sie neidisch und jagen ihn fort. – Reflektiert Seibt hier eigene Erfahrungen?

Über den „Curialstyl“ hat Seibt „nicht gar viel zu sagen“ (S. 40). Er charakterisiert diesen als den Stil, welcher etwa im Kontext rechtlicher Streitigkeiten oder des bürgerlichen Rechts vorkommt, also als den Stil der juristischen Fachsprache. Grundsätzlich kämen hier dieselben Mittel zur Geltung wie beim Hofstil, doch träten noch „besondre Redensarten und Formeln“, also fachsprachliche Elemente, hinzu (S. 41).

5. Die Rezeption von Seibts Abhandlung

Seibts Abhandlung ‚Von dem Unterschiede des zierlichen, des Hof- und Curialstyls‘ ist mehrfach rezensiert worden. Unter anderem ist in dem Prager Periodikum ‚Neue Litteratur‘ eine lobende Sammelrezension zu Seibts Schriften erschienen, in der auch dieses Werk erwähnt wird (Anonymus 1771).[56]

Interessanter ist allerdings eine Besprechung, die bereits 1769 in der in Halle erscheinenden ‚Deutsche[n] Bibliothek der schönen Wissenschaften‘ veröffentlicht wurde (Anonymus 1769a). Der Rezensent würdigt „diese Schrift“ als „eine Probe von dem grossen und sich immer weiter ausbreitenden Eifer in den Kaiserl. Landen, unsere Muttersprache mit Geschmack zu erlernen“ (S. 560). Es finden sich weitere lobende Bemerkungen:

> „Die Absicht des Verfassers macht ihm eben so viel Ehre, als die Ausführung derselben. [...] Seine Vorschriften sind richtig, und seine Anmerkungen zeugen von seiner Bekanntschaft mit den guten Autoren.“ (S. 559)
>
> „Wider die Formularbücher, zu denen Unwissende ihre Zuflucht nehmen, wird mit Recht geeifert.“ (S. 562)

Allerdings wird auch leichte Kritik vorgetragen:

> „Ich muß den Verfasser nach den Lesern beurtheilen, für die er eigentlich geschrieben hat, nach dem Lande, in dem er schreibt. Daher tadle ich den Eingang nicht; ob er gleich bey einen [sic!] andern Schriftsteller billig als zu weit hergeholt wegbleiben müßte.“ (S. 560)

---

55 Mit diesen Titeln wird also an die Werke von Glafey u.a. angespielt; s.o.

56 Dieses Lob ist wenig überraschend angesichts des Umstandes, dass Seibt offenbar eng mit diesem Periodikum assoziiert war; vgl. Petrbok (2021:102f.).

Zudem hätte Lucindes Bittschrift nach des Rezensenten Meinung „noch kürzer abgefaßt werden können“ (S. 561).

Noch kritischer wird Seibts Abhandlung in einer Rezension beurteilt, die in den Leipziger ‚Neue[n] Zeitungen von Gelehrten-Sachen‘ veröffentlicht wurde (Anonymus 1769b). Auch hier wird u.a. die Überleitung von den Buchstaben zur Notwendigkeit der Schriftkenntnis als weit hergeholt und wenig plausibel getadelt (S. 490). Die Besprechung mündet in die Kritik:

> „Ohne nun diese kleine Schrift, die viel richtiges und gutes hat, und ohne die gute Absicht ihres Verf. zu mißbilligen, so können doch ohne Vorurtheile dabey die Gedanken entstehen, daß Herr. S. die distinkten Begriffe, und den Unterschied des Styls noch nicht genugsam entwikele, daß er sich von dem Hofstyl zur Zeit zu viel verspreche, und daß Hr. S. wohl von dem Fehler nicht ganz frey sey, daß man catholischer Seits protestantische Schriftsteller gebraucht, und ihrer dabey doch nicht allemal geziemend genug gedenket.“ (S. 491)

Es werden also drei Vorwürfe vorgetragen:

a) Die Abgrenzung der Stile ist zu ungenau.
b) Dem Hofstil wird mehr Bedeutung beigemessen, als dies zeitgemäß wäre.
c) Die protestantischen Schriftsteller werden nicht angemessen gewürdigt.

Insbesondere Punkt c) ist etwas kryptisch formuliert; auch bei b) wären Erläuterungen hilfreich gewesen.

1769 publizierte Seibt sein Werk ‚Akademische Vorübungen aus den [...] Vorlesungen über die deutsche Schreibart‘. Dieses muss hier nicht eingehender behandelt werden, da es lediglich eine Sammlung von Studententexten mit sehr knappen, oberflächlichen Kommentaren darstellt.[57] Interessant ist allerdings, dass Seibt einen größeren Teil seiner Vorrede dafür verwendet, auf die Rezension der ‚Neue[n] Zeitungen von Gelehrten-Sachen‘ zu replizieren (S. IV–XII).

In Bezug auf den obigen Vorwurf a) bemerkt Seibt, er habe in der Abhandlung betont, nur „zu einem vorläufigen Begriffe von dem Unterschiede des zierlichen, des Hof- und Curialstils“ beitragen wollen, zumal eine erschöpfende Darlegung in der knappen Abhandlung nicht möglich gewesen sei (1769:V).[58] Auf b) geht Seibt nicht ein, dafür aber ausführlich auf c):

> „Ich habe aber eigentlich nicht verstehen können, was er damit meyne. Vielleicht, daß wir Catholischen uns der Schriften eines Lünigs, Glafeys und Fabers bedienen, und hernach noch spitzig von ihnen schreiben? – Wie? sollte der Hr. R. gar ein *grauamen religionis* daraus machen wollen, daß ich, als ein Catholik, mich unterstanden habe, die Schreibart dieser Männer nicht für nachahmungswürdig zu finden, da selbst protestantische Schriftsteller (sie sind bekannt; ich darf sie nicht erst anführen) ihnen lange vor mir ein gleiches Urtheil gesprochen haben? – Zweifelt aber der Hr. R. an unsrer Hochachtung für die protestantischen Schriftsteller überhaupt: so will ich ihm hiemit in meinem, und aller vernünftigdenkenden Catholiken, Namen diese öffentliche Ehrenerklärung thun: daß wir die gelehrten Protestanten (besonders wenn sie billig, bescheiden, und von keinen vorgefaßten Meynungen eingenommen sind) verehren, sie studiren und nachahmen, und daß wir uns solches zu gestehen nicht schämen; daß wir, in Absehen auf die Wissenschaften, keinen Unterschied der Religion zulassen, und daß wir Lünigen, Glafeyn, und Fabern für eben so unbrauchbare Muster im Hofstile halten würden, wenn sie auch catholisch gewesen wären. – Allein dieser Satz leidet noch eine andre, und zwar diese Ausdeutung: als ob wir Catholischen die Schriften der Protestanten nützten, ohne sie geziemend anzuführen; folglich, als ob ich in meiner Abhandlung hier und da protestantische Schriftsteller ausgeschrieben hätte, ohne sie zu nennen. Und wenn dieß die Meynung des Hrn. R. gewesen ist: so wird er hingegen mir zu einer Ehrenerklärung verbunden seyn, oder seine Beschuldigung erweisen müssen; wozu ich ihn auffodre.“ (S. VIII–IX)

[57] Die Oberflächlichkeit der Kommentare wird auch in der Rezension Anonymus (1770) kritisiert.

[58] In der Tat finden sich in Seibt (1768:44) derartige Bemerkungen.

6. Seibts Lehre im böhmischen Kontext

Es wurde bereits in Abschnitt 3 festgehalten, dass Seibts Bemühungen um die Vermittlung deutscher Kultur und Literatur in Prag großen Anklang fanden. Seibt wirkte aber auch inspirierend auf die tschechische Kultur, denn er beeinflusste viele frühe Vertreter der tschechischen ‚nationalen Wiedergeburt‘, beispielsweise Josef Dobrovský, Antonín Jaroslav Puchmajer, Václav Thám und František Jan Tomsa. Dies wurde bereits von Schamschula (1973) ausführlich dargelegt.

An dieser Stelle sei die Vermutung gewagt, dass Seibt auch einigen Anteil daran gehabt haben dürfte, den Gedankenstrich in die tschechische Sprachkultur zu „importieren“ – sei es durch eigene Muster wie den unter (7) angeführten Brief Lucindes, sei es durch die Propagierung von Autoren, die sich dieses „rebellischen“ Zeichens bedienten, also etwa von Vertretern der anakreontischen Literatur. Zweifellos übten die deutschen Anakreontiker einen starken Einfluss auf die tschechische Literatur aus. So ist die 1785 von Václav Thám herausgegebene Gedichtsammlung ‚Básně w řeči wázané‘ (‚Gedichte in gebundener Sprache‘) stark von dieser Richtung geprägt (Schamschula 1973:268–275). Unter anderem finden sich hier Übersetzungen von Gedichten deutscher Autoren wie Gottfried August Bürger, Johann Wilhelm Ludwig Gleim, Christian Ewald von Kleist und Christian Felix Weiße – und diese Übertragungen sind zugleich oft frühe Belege für den Gebrauch des Gedankenstrichs im Tschechischen (Koupil/Rinas, Ms.).

7. Der Habsburger Kontext

Die in Abschnitt 4 gegebene Skizze der Hauptgedanken in Seibts Abhandlung ‚Von dem Unterschiede des zierlichen, des Hof- und Curialstyls‘ lässt unschwer erkennen, dass Seibt in seinen Auffassungen seinen Lehrern Gottsched und Gellert in erheblichem Maße verpflichtet war.[59] Hieraus macht Seibt auch gar kein Hehl; bereits in seiner Prager Antrittsrede *Von dem Einflusse der schönen Wissenschaften auf die Ausbildung des Verstandes...* beruft er sich auf „den vortrefflichen Gellert, meinen verehrungswürdigsten Lehrmeister“ (1764:12), und auch Gottsched wird häufiger zitiert. Bei genauerer Betrachtung erscheint Seibts Beziehung zu seinen Lehrern jedoch etwas widersprüchlich, ja geradezu paradox:

Einerseits propagiert Seibt mit Lucindes Brief (7) einen sehr emphatischen, emotionalen und sprunghaften „zierlichen“ Stil, der deutliche Berührungen zu den damaligen neuesten literarischen Trends aufweist und sich sogar zur Richtung des Sturm und Drang in Beziehung setzen lässt. Hier ist Seibt deutlich progressiver als Gottsched und Gellert.

Andererseits macht sein Beispiel (8) für den Hofstil einen sehr feierlichen, ja geradezu „schwülstigen“ Eindruck, und wenn Seibt diesen Stil als „kurz“, „bindig“, „einfach“ und „ungekünstelt“ charakterisiert (1768:12; vgl. Abschnitt 4), dann wirkt das auf einen heutigen Leser beinahe ironisch. Aber auch im zeitgenössischen Kontext war der von Seibt propagierte Hofstil sicher nicht sonderlich progressiv. Wenn etwa in der Rezension Anonymus (1769a:561) bemerkt wird, dass Lucindes Bittschrift „noch kürzer [hätte] abgefaßt werden können“, dann ließe sich das auch als Kritik an den allzu komplexen Konstruktionen deuten; in ähnlichem Sinne ließe sich wohl auch die Bemerkung von Anonymus (1769b:491) interpretieren, wonach Seibt dem Hofstil zuviel Bedeutung beimesse (vgl. Abschnitt 6).

In diesem Zusammenhang ist es auch instruktiv, den „repräsentativen“ Stil Seibts mit dem seines Lehrers Gottsched zu vergleichen. Als Beispiel nehmen wir den Anfang von Seibts Widmung an den Hofrat Franz Karl Kressel von Qualtenberg, die den ‚Akademische[n] Vorübungen‘ (1769) vorangestellt ist:[60]

[59] Dies wurde bereits ausführlich von Wotke (1907) herausgearbeitet, vgl. dort v.a. S. 7–17, 46–49, 73–76, 86f., 127–133, 138–142, 162f., 172f.

[60] Freiherr von Kressel (Kresl) förderte Seibt und war mit ihm befreundet; auch in der ‚Seibt-Affäre‘ hatte er sich für ihn eingesetzt; vgl. Winter (1943:86–90, 101–104).

(12) *Wenn ich diesen akademischen Vorübungen* ***Ew. Freyherrl. Excell.*** *Namen vorzusetzen mich unterstehe: so stelle ich mir* ***Dieselben*** *blos von der Seite des Patrioten und des Bundsgenossen der schönen Wissenschaften vor, und schmeichle mir,* ***Ew. Freyherrl. Excell.*** *werden in der Eigenschaft des erstern, einen Beweis nicht gleichgültig aufnehmen, daß* ***Dero*** *Landsleute sich in jenem Theile der Litteratur hervorzuthun anfangen, den* ***Dieselben****, in der Eigenschaft des andern, zu* ***Dero*** *angenehmsten Erholung von wichtigern Geschäften gewählt haben. Wenn ich noch hinzusetze, daß die Hochachtung, die allen denen, welche* ***Ew. Freyherrl. Excell.*** *edlen und verehrungswerthen Charakter in seiner ganzen Grösse kennen, mit mir in gleichem Grade gemein ist, auch einen Antheil an meinem Unternehmen habe: so habe ich nur so viel gesagt, als einer Zueignungsschrift wesentlich ist; mehr zu sagen, verbietet mir* ***Ew. Freyherrl. Excell.*** *allzu grosse Bescheidenheit, die auch die gerechtesten Lobsprüche für Schmeicheleyen zu verkennen gewohnt ist.*

Hier der Anfang von Gottscheds Widmung an den preußischen Kronprinzen Friedrich (den späteren Friedrich II.), die der ‚Ausführliche[n] Redekunst' (1736) vorangestellt ist:[61]

(13) ***Eurer Königlichen Hoheit*** *ein Buch von gegenwärtiger Beschaffenheit in aller Unterthänigkeit zuzueignen, zumal, wenn man in einem Lande lebet, so dem Königl. Preußischen Zepter nicht unterworfen ist, das könnte manchem sehr unbedachtsam scheinen, und vielleicht* ***Ew. Königl. Hoheit*** *selbst als eine Verwegenheit vorkommen. Allein es wird mir nicht schwer fallen, mich in beyden Stücken sattsam zu rechtfertigen.*
Eure Königliche Hoheit *sind der allgemeine Gegenstand nicht nur so vieler tausend Unterthanen, so in* ***Dero*** *Durchlauchten Person, den künftigen Stifter und Urheber aller ihrer Wohlfahrt verehren; sondern zugleich des ganzen Deutschlandes, welches mit der grösten Aufmerksamkeit auf alle* ***Dero*** *Thun und Lassen siehet, und sich darauf überall viel Gutes prophezeihet.*

Sowohl Gottsched als auch Seibt gebrauchen neben förmlichen Anreden das gehoben-altertümliche Pronomen *dero*. Des Weiteren findet sich in beiden Widmungen ein tendenziell komplexer Satzbau, doch ist Gottscheds Text hier etwas flexibler: Seibt verwendet zweimal hintereinander zweigliedriges *wenn...so* und realisiert damit eine strenge periodische Vorsatz-Nachsatz-Gliederung mit dem typischen Akme-Korrelativum *so* (vgl. Abschnitt 2); Gottsched hingegen variiert zwischen längeren und kürzeren Sätzen und gebraucht auch nicht die traditionellen Perioden-Konjunktionen. Darüber hinaus verwendet Seibt – wie schon in (8) – wiederholt komplexe Prädikatskonstruktionen im Schlussfeld (*vorzusetzen mich unterstehe* / *hervorzuthun anfangen* / *zu verkennen gewohnt ist*), während Gottsched hier durchgehend einfachere Prädikate gebraucht. Seibts Widmung ist somit sicher nicht sprachlich progressiver als die seines Lehrers; sie wirkt tendenziell sogar altertümlicher und ‚geschraubter'.

Wie lässt sich dieser Kontrast erklären? – Offenbar spiegelt sich hierin Seibts durchaus delikate Situation in Prag wider: Einerseits wurde Seibt gezielt dafür angestellt, einen Beitrag zur im Habsburgerreich angestrebten Sprachreform zu leisten; andererseits stieß er hierbei auf verschiedenen Ebenen auf erhebliche konservative Widerstände.[62] Seibt musste sich daher des Rückhalts einflussreicher Personen versichern, und es ist nur verständlich, dass er hierbei vorsichtig agierte. Rein sprachlich bedeutete dies auch, dass er im Zweifelsfall lieber auf devotere Formeln zurückgriff, anstatt in allzu forscher und unbekümmerter Weise als Erneuerer aufzutreten. Dies dürfte auch den von ihm im Hofstil praktizierten traditionell-periodischen Gebrauch erklären; offenbar war dieser im Habsburgerreich noch weit verbreitet.

Die Annahme, dass der periodische Schreibstil im Habsburgerreich noch stärker etabliert war, wird durch diverse Befunde gestützt. Beispielsweise wurde an der Savoyischen Ritter-Akademie in Wien eine Professur für Deutsche Beredsamkeit eingerichtet, die 1751 mit dem Wetzlarer Advokaten Philipp Knoch besetzt wurde. In dessen Ernennungsdekret wird er dazu verpflichtet, seine Zöglinge im Stil zu unterweisen,

[61] Zu dieser Widmung und ihrer Aufnahme vgl. Litzmann (1886); vgl. auch Döring et al. (Hrsg.) (2010: XVII).

[62] Die in Abschnitt 3 angesprochenen Intrigen gehören sicher in diesen Zusammenhang.

„damit sie ihre Gedanken auf eine ungezwungene Art in reinen deutschen Worten zu Papier bringen, sich in Abfassung von Briefen oder Amtsberichten soviel wie möglich kurzer Perioden und einer deutschen Ausdrucksweise bedienen wie auch in mündlichen Vorträgen oder öffentlichen Ansprachen eines zierlichen, jedoch klaren Stiles befleißen.“[63]

Dass der künftige Lehrer so dezidiert dazu angehalten wird, seinen Zöglingen beizubringen, sich „soviel wie möglich kurzer Perioden“ zu bedienen, kann wohl Indiz dafür gewertet werden, dass man sich dieses Problems bewusst war.[64]

Generell ist in der Forschung längst nachgewiesen worden, dass es zwischen dem norddeutsch--protestantischen und dem süddeutsch-katholischen Sprachgebrauch erhebliche Unterschiede gab (und teilweise noch gibt). Häufig konzentrierte man sich hierbei zwar auf Unterschiede in der Morphologie oder Lexik,[65] doch gibt es auch Studien, die auf syntaktische Differenzen eingehen. So hat bereits Wiesinger (1983:235) am Beispiel der *Monathlichen Auszüge Alt/ und neuer Gelehrten Sachen* auch im Hinblick auf syntaktische Phänomene illustriert, „wie es um die deutsche Schriftsprache in Österreich um 1750 bestellt war“. Diese (nur kurzlebige) Zeitschrift war das Organ der von Joseph Freiherr von Petrasch im mährischen Olmütz gegründeten Gesellschaft *Societas incognitorum*.[66] Obgleich diese Gesellschaft Kontakte zu Gottsched unterhielt und ihn sogar als Mitglied aufnahm, akzeptierte man auch österreichische sprachliche Spezifika. Besonders deutlich wird diese Auffassung in einer Besprechung von Antespergs ‚Kayserliche[r] Deutsche[r] Grammatick‘ artikuliert:

„Hr. Antsperg schreibt für die Oesterreicher, Hr. Gottsched für die Sachsen, und zwar für die Ober--Sachsen; derohalben ist sich nicht zu verwundern, so jeder eine in etwas unterschiedene Art in einer Sache hat.“ (Monathliche Auszüge 1748:572)

Angesichts dieser Haltung ist es nicht überraschend, dass sich auch in den Beiträgen dieser Zeitschrift typisch österreichische Sprachmerkmale finden. Dies zeigt sich bereits in der „Einlaitung“, die der ersten Ausgabe von 1747 vorangestellt ist. Sie hebt folgendermaßen an:

(14) *Alle Gelehrte haben damit übereinzustimmen geschienen / daß dem gemeinen Wesen deren Wissenschaften nichts vorträglicher seye / als die von Gelehrten Sachen handelnde Tag = Bücher / ja daß man unter allen Mitteln / welche man bishero zu Aufnahm deren schönen Wissenschaften/ und freyen Künsten zu erdencken vermocht/ keines zu solchem Endzweck tauglicher zu seyn befunden habe/ dann eben dieses; und beweisen es die Beyspiele gantz klar/ daß kaum in einem Land man dergleichen Wercke in Druck erscheinen gesehen/ alsobald auch selbiges aus denen Vorurtheilen durch Unwissenheit sich hervorgerissen/ oder/ so es schon vorhero von derselbten Banden entlediget ware/ in der angefangenen Bahn der Gelehrtheit grossen Zuwachs genommen habe*. (Monathliche Auszüge 1747:3)

Wiesinger (1983:236) merkt zu diesem Passus an, dass er „ein ebenso korrektes wie konsequentes Deutsch“ biete, welches aber „nicht den Regeln Gottscheds“ folge, sondern teils Formen enthalte, die typisch für den österreichischen Gebrauch seien. Zudem sei hier erkennbar,

„daß Petrasch auch syntaktisch-stilistisch am überlieferten barock-schwülstigen Satzbau, wie er auch der Kanzleisprache eigen ist, festhält, während bewußte Gottschedianer [...] einen klar überschaubaren, schlichten und deshalb auch leicht verständlichen Satzbau deutlich bevorzugen.“ (1983:236)

Dies lässt sich konkretisieren: Es handelt sich bei (14) um eine Periode, die eine klare Vorsatz- / Nachsatz-Gliederung aufweist, welche u.a. durch rückverweisende ‚gehobene‘ pronominale For-

63 Nach Schwarz (1897:55); vgl. auch Wiesinger (1995:334).

64 In ähnliche Richtung weisend, wenn auch allgemeiner gehalten, sind Ausführungen von Popowitsch, wonach die ‚Schreibart der Canzleyen‘ in Österreich zu ‚Unrichtigkeiten‘ führe. Diese Ausführungen referiert Wotke (1907:77f.); vgl. auch Faninger (1996:111f.).

65 Vgl. etwa Wiesinger (1995) oder Rössler (1997).

66 Über diese Gesellschaft und ihre Aktivitäten vgl. etwa Schamschula (1973:34–78).

men (selbiges / derselbten) unterstrichen wird. Außerdem finden sich hier – ähnlich wie bei Seibt – komplexe Prädikatskonstruktionen im Schlussfeld (übereinzustimmen geschienen / zu erdencken vermocht / tauglicher zu seyn befunden habe / erscheinen gesehen).

Interessant ist in diesem Zusammenhang auch eine Studie von Reiffenstein (1992), in der am Beispiel von Briefen süddeutscher Gelehrter demonstriert wird, dass „im privaten Bereich des Briefschreibens" auch noch in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts „Sprachformen und Stilmuster" gebraucht wurden, „die in der Tradition der oberdeutschen Kanzleisprache des 17. Jhds standen" (S. 485f.). Es handle sich hierbei um „eine Weiterführung der barocken Tradition, die im Süddeutschen länger weiterlebt" (S. 486). Charakteristisch für diese Tradition sei die „logisch ordnende, hypotaktische Periode", zudem „typisch kanzleisprachliche Konjunktionen [...], die im 18. Jhd. obsolet werden" (ebd.). Des Weiteren falle „die Häufigkeit antithetischer (adversativer) Strukturen auf". – Letzteres dürfte sich als Reflex der typisch binären Periodengliederung in Vorsatz und Nachsatz deuten lassen.

Dies war also offenbar der Schreibstil, mit dem Seibt sich auseinandersetzen (und teils auch arrangieren) musste. Wie stark sich dieser Umstand auch auf Seibts „alltäglichen" administrativen Sprachgebrauch auswirkte, sei hier noch an einem Auszug aus einem ‚Bericht über den Zustand der königl. Gymnasien in Böhmen' (1777) aufgeführt, den Seibt in seiner Funktion als Gymnasialdirektor (vgl. Abschnitt 3) verfasste:[67]

(15) *Nachdem aber ein allerhöchstes Hof-Decret vom 3. Jänner laufenden Jahres diese Schul-Inspectoren wieder abzustellen befohlen, und ein anders allerhöchstes Hof-Decret, vom 2. letzt abgewichenen Monats August, die königlichen Herren Kreis-Hauptleute zu den unmittelbaren Directoren der ausser Prag befindlichen Gymnasien ernennet: so wird künftig meine unmittelbare Direction sich leediglich auf die drey Prager Gymnasien einschränken, und der Directions-nexus mit den auswärtigen Gymnasien gänzlich aufhören.* [...]
Was nun den gegenwärtigen Zustand der unter meiner Direction gestandenen Gymnasien betrifft: so ist er von einer solchen Beschaffenheit, dass ich mir schmeicheln darf, er sey den allerhöchsten Absichten und weisesten Vorschriften angemessen; wie denn alle Schul-Verordnungen so schleunig als möglich gewesen, in Vollzug gebracht und alle Vorschriften genau befolget worden, welche in Absehn auf die innerliche sowohl, als äusserliche Einrichtung der lateinischen Schulen von Zeit zu Zeit ergangen sind.
Da eine rohe und ausgelassene Jugend unmöglich den erwünschten Fortgang in den Wissenschaften machen kann, ja nicht einmal eines fruchtbaren Unterrichtes fähig ist: so habe ich mir vorzüglich angelegen seyn lassen vor allen Dingen die Sitten der mir anvertrauten Jugend zu bilden und dieselbe dergestalt für Tugend und Ehre empfindsam zu machen, dass sie, aus eignem Antrieb, sich alles Unanständigen enthalten, und aus innerer Rechtschaffenheit, sittsam, gelehrig, folgsam und fleissig sich bezeuge, und über Anstand, Ordnung und Saubrigkeit halte.

Wieder das typische Inventar des Periodenstils:

- zweigliedrige Konjunktionen mit dem Korrelativum *so* als Apodosis-Einleiter, wobei diesem als Marker ein Kolon (:) vorangestellt ist (*nachdem : so* / *was...betrifft : so* / *da : so*);
- komplexe Prädikate im Schlussfeld, teils realisiert als afinite Konstruktionen (*abzustellen befohlen* / *in Vollzug gebracht und ... genau befolget worden*);
- das rückverweisende kanzleisprachliche Pronomen *dieselbe*.

Um eine Verortung von Seibts stiltheoretischer Abhandlung im österreichischen Kontext bemühte sich auch schon Wotke (1907). So referiert er den Lehrplan, an den sich der seit 1772 als Deutschprofessor an der Wiener Universität wirkende Johann Adolf Haßlinger zu halten hatte (S. 83–85). Dieser Plan sah u.a. eine Behandlung der Sprachlehre (Grammatik) sowie eine Anleitung zum Kanzleistil vor. Wotke vermutet, dass die Anforderungen an Seibt vergleichbar waren, er also ebenfalls

[67] Der Bericht ist wiedergegeben in Wotke (1905:197–211); der Auszug findet sich dort auf S. 198f.

sowohl grammatische Grundlagen als auch den „Hofstil“ behandeln musste (S. 85f. u. 88). Diese Annahme erscheint plausibel.

Darüber hinaus vermutet Wotke, dass Seibt sogar die „Phrase“ *zierliche Schreibart* „der österreichischen Kanzlei entnommen“ habe (S. 81). Dies schließt Wotke aus dem Umstand, dass diese Wendung bereits von Popowitsch sowie in einem anonymen Gutachten für Maria Theresia gebraucht worden sei (S. 76–81). – Diese Begründung ist allerdings schwach, denn die Verwendung des Adjektivs *zierlich* für Stilbeschreibungen stand in einer langen Tradition (Stöckmann 2009), und die Wendung *zierliche Schreibart* wurde zweifellos auch außerhalb Österreichs gebraucht, sogar in der von Gottsched organisierten Zeitschrift ‚Beyträge Zur Critischen Historie Der Deutschen Sprache, Poesie und Beredsamkeit...‘ (z.B. Anonymus 1736:383), aber auch in diversen anderen Publikationen.[68]

Ergiebiger ist hingegen Wotkes Hinweis darauf, dass Seibt sich in seinen späteren Schriften immer weniger um Grammatik und Hofstil kümmerte (1907:88f.). In seinem Werk ‚Akademische Vorübungen...‘ beschränkt sich Seibt auf den Hinweis, dass er in seinen Veranstaltungen seinen „Zuhörern Gottscheds Kern der deutschen Sprachkunst erklärte“ (1769:1), dass er also mit der erstmals 1753 publizierten gekürzten Fassung von Gottscheds Grammatik arbeitete. Über Auswahl und Vermittlung des grammatischen Stoffes erfährt man nichts. Ähnlich oberflächlich sind Seibts Bemerkungen darüber, wie er die „Regeln vom Hof- oder Canzleystile“ im Unterricht behandelte:

> „Zeigte zuförderst die charakterisirenden Eigenschaften desselben, seine Uebereinstimmung mit der zierlichen Schreibart, und seine Abweichungen von derselben. Handelte sodann von den besondern Regeln der Bittschriften, der Promemoria, der Speciesfacti, und der am meisten vorkommenden öffentlichen Schreiben; und endlich von den verschiedenen Gattungen der Berichte, und ihrer Einrichtung, und ließ in allen diesen Arten des Hofstils gleichfals praktische Versuche machen.“ (1769:169)

Dieser knappen Auflistung lässt Seibt lediglich ein Beispiel folgen, das zudem nur sehr oberflächlich kommentiert wird (S. 170–174).

In Seibts Werk ‚Von den Hülfsmitteln einer guten deutschen Schreibart‘ (1773), welches ebenfalls vorwiegend eine Sammlung studentischer Arbeiten darstellt, wird dieser Trend fortgeführt. In Bezug auf seine jüngeren Stil-Veranstaltungen bemerkt Seibt, dass er „dießmal die Erklärung der deutschen Sprachkunst, die eigentlich auch in Vorlesungen über die Schreibart nicht gehört, wegließ“ (1773:VI). Des Weiteren verzichtet er in diesem Werk gänzlich auf den Abdruck studentischer Arbeiten zum „Hof- und Canzleystil“, „weil sie weniger interessant sind“, zumal man „auch, aus den Versuchen in der zierlichen Schreibart, leicht auf diejenigen in dem Hof- und Canzleystyl [wird] schliessen können“ (S. XI–XII). In diesem Sinne fragt Seibt rhetorisch:

> „Wer einen guten Brief schreiben kann, sollte es dem nicht gelingen, ein gutes Memorial, oder einen guten Bericht aufzusetzen? zumal, wenn er die Form und Einrichtung dazu, worinn auch wohl die ganze Kunst besteht, kennen gelernt hat.“ (1773:XII)

Diese Argumentation vermag allerdings schwerlich zu überzeugen: Selbst wenn man zugesteht, dass die „zierliche Schreibweise“ eine wichtige Grundlage für den „Hofstil“ bilde, dürfte jemand, der einen Brief wie (7) zu schreiben vermag, sicher nicht automatisch in der Lage sein, ein syntaktisch hochkomplexes Schreiben wie (8) oder (15) zu verfassen. Seibts oberflächliche Behandlung dieses Kontrasts bezeugt ebenso wie sein flüchtiges Eingehen auf die grammatischen Grundlagen, dass detaillierte sprachliche Analysen nicht seine Stärke waren. Auch hierin ähnelte er durchaus seinen Leipziger Lehrern.[69]

---

68 Vgl. etwa Müller (1747:330), Meier (1750:367) oder Pitaval (1750: Vorbericht, 3v).

69 Auch Gellert hat ja mehr mit konkreten Beispielen operiert als mit detaillierten Analysen, und er hat zudem für ein mehr am ‚Gefühl‘ orientiertes Schreiben und gegen explizite Anleitungen plädiert (vgl. Abschnitt 2). Und Gottsched hat zwar eine viel beachtete Grammatik verfasst, doch war diese – auch gemessen am damaligen Stand – in mancher Hinsicht lückenhaft, inkonsistent und veraltet, sodass Jellinek (1913:229) gar zu dem Schluss gelangte, dass Gottsched „kein Grammatiker“ sei, da ihm „das grammatische Talent und die Lust am Handwerk“ fehle. Zur Kritik an Gottscheds Grammatik vgl. auch Rössler (1997:27–34).

Seibts spätere Schriften sind also vornehmlich der „zierlichen Schreibart“ gewidmet, insbesondere der Gestaltung von Briefen. Wotke (1907:89) folgert hieraus wohl mit Recht, dass der „Hof- und Kanzleistil“ Seibt „keineswegs ans Herz gewachsen“ war. Zugleich ist jedoch offensichtlich, dass Seibt in einem sprachlichen Milieu wirkte, in dem er diesen Stil nicht nur lehren, sondern auch häufiger praktisch anwenden musste.

Dass der periodische Kanzleistil im Habsburgerreich einen besonderen Stellenwert hatte, ist auch daran erkennbar, dass einige seiner Spezifika sich noch lange gehalten haben, teils sogar bis heute. Dies gilt etwa für einige Besonderheiten der Verbstellung: Sowohl in Beispiel (1) als auch in Seibts Beispiel (8) findet sich der Gebrauch des Apodosis-Konnektors *als*, dem unmittelbar das finite Verb folgt. Diese Voranstellung des Verbs war ein typisches Mittel, um den Wendepunkt zum Nachsatz hervorzuheben, ein Mittel, das auch bei diversen anderen Konjunktionen zum Einsatz kam. Eine nachmals viel diskutierte – und berüchtigte – Konstruktion dieser Art war der „Satzdreh nach *und*“, wo ebenfalls unmittelbar auf diese Konjunktion das Verb folgt und somit Subjekt und Verb typischerweise in „vertauschter“ Reihenfolge auftreten.[70] Hier ein historisches Beispiel (nach Lefèvre 2013:281):

(16) *Das Abdancken der Engelschen Trouppen wird / zum Widerwillen vieler Lords und Glieder des Parlaments / fortgesetzet /* ***und verlanget man*** *sehr / wie S. Majestät der König solches auffnehmen werde*

Genau diese Konstruktion haben wir aber auch in dem „typisch österreichischen“ Beispiel (14) an der Grenze von Vor- und Nachsatz (welche zudem durch ein Semikolon markiert wird[71]):

Alle Gelehrte haben [...] *dann eben dieses****; und beweisen es*** *die Beyspiele gantz klar* [...]

Die Inversion nach *und* wurde im 19. Jahrhundert teils erbittert bekämpft, konnte sich jedoch bis ins 20. Jahrhundert hinein in bestimmten Kontexten (etwa der Kaufmannssprache) halten. Inzwischen gilt sie jedoch als ausgestorben, was der Umstand belegt, dass sie zwar noch in ‚Duden – Richtiges und gutes Deutsch‘ (2007:907) thematisiert wurde, dass man jedoch in der Neuauflage dieses Werks, ‚Duden – Das Wörterbuch der sprachlichen Zweifelsfälle‘ (2016) auf ihre Behandlung verzichtet hat. Dennoch gibt es diese Konstruktion weiterhin – und zwar bezeichnenderweise in der österreichischen Verwaltungssprache. Dies hat Vollmann (2015) anhand diverser Belege aus amtlichen und halbamtlichen Dokumenten demonstriert, vgl. etwa:[72]

(17) [Das Grundstück] *weist ein mäßiges Gefälle von Nordost nach Südwest auf* ***und ist dieses*** *mit einem Wohnhaus,* [...]*, sowie mit diversen Nebengebäuden* [...] *bebaut*. (S. 104)

(18) *Den Verhandlungstermin für den* XX.XX.2012 *hat meine Kanzlei ohnehin vorgemerkt* ***und werde ich*** *natürlich gerne daran teilnehmen*. (S. 105)

Einige Spezifika des periodischen Schreibstils scheinen also in der österreichischen (Fach-)Sprache bis heute tradiert zu werden.

Es sei noch angemerkt, dass mittlerweile mit Brooks (2006) eine umfassendere Studie vorliegt, die sich mit syntaktischen Besonderheiten des österreichischen Deutsch im 16. bis 18. Jahrhundert auseinandersetzt. Leider weist diese Studie eine Schwäche auf, die sie mit vielen jüngeren Beiträgen zur historischen Syntax teilt: Brooks reflektiert nicht die ältere Periodenlehre, sondern operiert ausschließlich mit Kategorien der neueren Syntax.[73] Dies hat zur Folge, dass er sich auf

[70] Zur Geschichte dieser Konstruktion und ihrer Zugehörigkeit zum periodischen Schreibstil vgl. Rinas (2021b). Vgl. auch Lefèvre (2013:280–283).

[71] Der Gebrauch von Kolon oder Semikolon zur Abgrenzung von Vor- und Nachsatz war durchaus typisch und wurde auch oft in Interpunktionslehren gefordert; vgl. Lefèvre (2013:107f.) und Rinas (2017:146f., 152–155).

[72] Die Orthographie entspricht den Originalen. Vollmann (S. 105) weist darauf hin, dass in diesen oft kein Komma vor der Inversion mit *und* steht.

[73] Nur sehr knapp reflektiert Brooks den Hintergrund des barocken Schreibstils (S. 15–17), wobei er beiläufig die Studie von Blackall (1966) erwähnt (S. 15). Ansonsten wird mitunter noch der „Kanzleistil“ thematisiert (etwa S. 171–176). Eine Auseinandersetzung mit der periodischen Schreibweise findet sich nicht.

feingliedrige Analysen einlässt und dabei vor lauter Bäumen den Wald nicht sieht. Für eine Analyse der Tradierung kanzleisprachigen Schreibens dürfte die – in mancher Hinsicht gröbere – Konzeption der Periodenlehre geeigneter sein.[74]

8. Fazit

Halten wir fest: Der Prager Professor Karl Heinrich Seibt widmete sich mit großem Einsatz der Aufgabe, seinen Studenten eine aufgeklärt-zeitgemäße „zierliche Schreibart“ zu vermitteln. Obwohl dieses Anliegen den Bemühungen um sprachliche Reformen im Habsburgerreich entsprach, stieß Seibt auch auf etablierte Traditionen und Widerstände und war deshalb offenbar gezwungen, sich mit traditionelleren Schreibweisen zu arrangieren. Insgesamt waren seine Innovationsbemühungen aber durchaus erfolgreich. Seine Stilunterweisungen stießen sogar bei den Vertretern der tschechischen nationalen Wiedergeburt auf Resonanz, insbesondere bei Josef Dobrovský, der generell im deutschen Ausdruck gewandter war als im tschechischen, weshalb er alle seine grundlegenden Studien zum Tschechischen in deutscher Sprache publizierte.[75] Und immerhin wurde Dobrovskýs Schreibstil sogar von Achim von Arnim mit einem – etwas vergiftet wirkenden – Kompliment bedacht:

> „Seine Geschichte der Böhmischen Sprache ist für einen Oesterreicher merkwürdig schön geschrieben.“[76]

Ein katholischer Deutscher, der auf Geheiß der Habsburger ein eleganteres zeitgemäßes „protestantisches“ Deutsch lehrte, in welchem dann ein „Böhme“[77] bahnbrechende Werke verfasste, mit denen er die tschechische Sprachwissenschaft begründete: So verlief erfolgreicher Kulturtransfer in Mitteleuropa.

In Seibts Schriften spiegeln sich in verschiedener Weise progressive und konservative Zeitströmungen wider, mit denen er sich auseinandersetzen wollte oder musste. Und gerade deshalb sind diese Schriften aus stilhistorischer Sicht besonders reizvoll.

Literaturverzeichnis

Anonymus (1736): Christian Gueintzen, deutscher Sprachlehre Entwurf. In: *Beyträge Zur Critischen Historie Der Deutschen Sprache, Poesie und Beredsamkeit... Funfzehendes Stück*. Leipzig, S. 379–390.

Anonymus (1754): Von dem neuesten Witz, und Beschreibung desselben in Kleidung und Geberden [315. Stück]. In: *Der Mensch, eine moralische Wochenschrift. Achter Theil*. Halle, S. 151–158.

Anonymus [Kürzel: Fr] (1769a): Rezension zu Seibt: *Von dem Unterschiede*... In: *Deutsche Bibliothek der schönen Wissenschaften. Eilftes Stück*. Halle, S. 559–562.

Anonymus (1769b): Rezension zu Seibt: *Von dem Unterschiede*... In: *Neue Zeitungen von Gelehrten--Sachen. Auf das Jahr 1769*. Leipzig den 3. August, S. 489–492.

Anonymus [Kürzel: K.] (1770): Rezension zu Seibt: *Akademische Vorübungen*... In: *Allgemeine deutsche Bibliothek*. Bd. 13. Berlin & Stettin, S. 514f.

Anonymus (1771): Sammelrezension zu Seibts Schriften. In: *Neue Litteratur*. 15. Stück 1771. Prag, S. 225–230.

von Antesperg, Johann Balthasar (1741/1980): *Das Josephinische Erzherzogliche A.B.C. Oder Namenbüchlein*. Dortmund. [Nachdruck]

von Antesperg, Johann Balthasar (1747): *Die Kayserliche Deutsche Grammatick*... Wien.

[74] Wissenschaftstheoretisch gesprochen: „Präzisionserhöhung bringt auch Kosten: sie würde schließlich das Explikatum unnötig kompliziert und schwerhantierlich machen“ (Radnitzky 1992:74).

[75] Vgl. etwa Schamschula (1973:204f. u. 224).

[76] Nach Sauer (1908:587). Vgl. etwa auch Povejšil (1965:93) und Schamschula (1973:205).

[77] So die Selbstbezeichnung Dobrovskýs; vgl. Schamschula (1973:204).

Baasner, Rainer (2006): *Einführung in die Literatur der Aufklärung*. Darmstadt.
Bachleitner, Norbert (2017): *Die literarische Zensur in Österreich von 1751 bis 1848*. Wien u.a.
Blackall, Eric A. (1966): *Die Entwicklung des Deutschen zur Literatursprache 1700–1775*. Stuttgart.
Bodmer, Johann Jacob (1768): *Die Grundsätze der deutschen Sprache*. Zürich.
Brachwitz, Peter (2011): D*ie Autorität des Sichtbaren*. Berlin; New York.
Brekle, H. E. et al. (Hrsg.) (1992–2005): *Biobibliographisches Handbuch zur Sprachwissenschaft des 18. Jahrhunderts.* 8 Bde. Berlin; New York.
– Band 1: ABr (1992) / Band 2: BuE (1993) / Band 3: FG (1994) / Band 4: HI (1996) / Band 5: JL (1997) / Band 6: MPa (1998) / Band 7: PeSchr (2001) / Band 8: SchuZ (2005).
Bremer, Kai (2008): *Literatur der Frühen Neuzeit.* Paderborn.
Brenner, Peter J. (2011): *Neue deutsche Literaturgeschichte*. 3. Aufl. Berlin.
Brooks, Thomas (2006): *Untersuchungen zur Syntax in oberdeutschen Drucken des 16.–18. Jahrhunderts*. Frankfurt/M. u.a.
Dinzelbacher, Peter (Hrsg.) (2008): *Europäische Mentalitätsgeschichte*. 2. Aufl. Stuttgart.
Dobiáš, Dalibor / Šmyčka, Václav (Hrsg.) (2021): *Počátky literární kritiky v českých zemích (1770–1805)*. Praha.
Döring, Detlef et al. (Hrsg.) (2010): *Johann Christoph Gottsched. Briefwechsel. Band 4: 1736–1737*. Berlin; New York.
Dornblüth, Augustin (1755): *Observationes oder Gründliche Anmerkungen über die Art und Weise eine gute Uebersetzung besonders in die deutsche Sprache zu machen*. Augsburg; Leipzig.
Duden – Richtiges und gutes Deutsch (2007): *Richtiges und gutes Deutsch. Wörterbuch der sprachlichen Zweifelsfälle*. Hg. v. d. Dudenredaktion. 6. Aufl. Mannheim.
Duden – Das Wörterbuch der sprachlichen Zweifelsfälle (2016): *Das Wörterbuch der sprachlichen Zweifelsfälle*. Hg. v. Mathilde Hennig. 8. Aufl. Berlin.
Faninger, Kurt (1996): *Johann Siegmund Valentin Popowitsch.* Frankfurt/M. u.a.
von Felbiger, Johann Ignaz (1774): *Anleitung zur deutschen Rechtschreibung.* Wien.
Gardt, Andreas (1999): *Geschichte der Sprachwissenschaft in Deutschland.* Berlin; New York.
Gellert, Christian Fürchtegott (1751): *Briefe, nebst einer Praktischen Abhandlung von dem guten Geschmacke in Briefen*. Leipzig.
Gerken, Anne Barbara (1990): *Die sprachtheoretische Differenz zwischen Gottsched und Gellert*. Frankfurt/M.; Bern.
von Glafey, Adam Friedrich (1730): *Anleitung zu einer weltüblichen teutschen Schreib-Art*. Frankfurt; Leipzig.
Gottsched, Johann Christoph (1727): Der Biedermann. Sieben und zwanzigstes Blatt 1727. den 3. November. In: ders. (1728): *Der Biedermann. Erster Theil*. Leipzig, S. 105–108.
Gottsched, Johann Christoph (1736): *Ausführliche Redekunst*. Leipzig.
Gottsched, Johann Christoph (1748): *Grundlegung einer deutschen Sprachkunst*. Leipzig.
– (1762) 5. Aufl.
Gottsched, Johann Christoph (1753): *Kern der Deutschen Sprachkunst*... Leipzig.
– (1754) 2. Aufl. / (1759) 3. Aufl.
Grimm, Gunter E. / Max, Frank Rainer (Hrsg.): (1988) *Deutsche Dichter. Bd. 3. Aufklärung und Empfindsamkeit*. Stuttgart.
Grimminger, Rolf (Hrsg.) (1980): *Deutsche Aufklärung bis zur Französischen Revolution 1680–1789.* München.
Hammerstein, Notker (1990): *Die Universität Leipzig im Zeichen der frühen Aufklärung*. In: Martens (Hrsg.) (1990), S. 125–140.
Hassler, Gerda (2013): Sprachwissenschaftliche Konzepte bei Gottsched. In: Achermann, Eric (Hrsg.), *Johann Christoph Gottsched*. Berlin/New York, S. 251–266.
Heller, Martin Johannes (1992): *Reform der deutschen Rechtssprache im 18. Jahrhundert*. Frankfurt/M. u. a.
Heynatz, Johann Friedrich (1770): *Deutsche Sprachlehre zum Gebrauch der Schulen*. Berlin.

HLOBIL, Tomáš (2010): Carl Heinrich Seibts Prager Vorlesungen aus den Schönen Wissenschaften. In: *Estetika* 47 (2), S. 172–192.

HLOBIL, Tomáš (2012): *Geschmacksbildung im Nationalinteresse. Die Anfänge der Prager Universitätsästhetik im mitteleuropäischen Kulturraum 1763–1805*. Hannover.

HLOBIL, Tomas / WÖGERBAUER, Michael (2008): Der Plan des ersten Lehrstuhls für Schöne Wissenschaften in der Habsburger Monarchie. In: *Estetika* 45 (1), S. 65–96.

HUNDSNURSCHER, Franz (1990): Syntaxwandel zur Gottsched-Zeit. In: BETTEN, ANNE (Hrsg.): *Neuere Forschungen zur historischen Syntax des Deutschen*. Tübingen, S. 422–438.

JELLINEK, Max Hermann (1913): *Geschichte der neuhochdeutschen Grammatik von den Anfängen bis auf Adelung. Erster Halbband*. Heidelberg.

JUNCKER, Christian (1728): *Der wohl=informirte Brieffsteller*... Sechste Auflage. Leipzig.

KLIX, Friedhart (1993): *Erwachendes Denken.* Heidelberg; Berlin; Oxford.

KOUPIL, Ondřej / RINAS, Karsten (Ms.): Pomlčka – jak pronikla do českého jazykového prostředí.

KRISCHKE, Wolfgang (2009): *Was heißt hier Deutsch? Kleine Geschichte der deutschen Sprache*. München.

LEFÈVRE, Michel (2012): Von der Periode zum Satz in Prosaschriften um 1730. In: LEFÈVRE, Michel (Hrsg.): *Syntaktischer Wandel in Gegenwart und Geschichte*. Berlin, S. 483–508.

LEFÈVRE, Michel (2013): *Textgestaltung, Äußerungsstruktur und Syntax in deutschen Zeitungen des 17. Jahrhunderts*. Berlin.

LITZMANN, Berthold (1886): Kronprinz Friederich und Gottscheds Ausführliche Redekunst. In: *Zeitschrift für deutsches Altertum und deutsche Literatur* 30, S. 204–212.

LÜNIG, Johann Christian (1725): *Angenehmes Labyrinth Der Staats- und gelehrten Beredsamkeit*. Leipzig.

LÜNIG, Johann Christian (1714): Die Teutsche Reichs-Cantzley [...]. 8 Bde. Leipzig.

MARPURG, Friedrich Wilhelm (1763): *Kritische Briefe über die Tonkunst. II. Band*. Berlin.

MARTENS, Wolfgang (Hrsg.) (1990): *Leipzig. Aufklärung und Bürgerlichkeit*. Heidelberg.

MATTHEIER, Klaus J. (1989): Gemeines Deutsch – Süddeutsche Reichssprache – Jesuitendeutsch. In: KOLLER, Erwin (Hrsg.): *Bayrisch-österreichische Dialektforschung*, S. 160–166.

MEIER, Georg Friedrich (1750): *Anfangsgründe aller schönen Wissenschaften. Dritter Theil*. Halle.

MICHELSEN, Martina (1993): *Weg vom Wort – zum Gedankenstrich. Zur stilistischen Funktion eines Satzzeichens in der englischen Literatur des 17. und 18. Jahrhunderts*. München.

Monathliche Auszüge (1747): = *Monathliche Auszüge Alt / und neuer Gelehrten Sachen. I. Band. 1. Stuck*. Olmütz.

Monathliche Auszüge (1748): = *Ollmützer Monathliche Auszüge Alt = und neuer Gelehrter Sachen. IV. Band. 2. Stück*. Franckfur; Leipzig.

MRAZ, Gerda (1980): Nachwort. In: VON ANTESPERG (1741/1980), S. 55–88.

MÜLLER, Gottfried Ephraim (1747): *Historisch-critische Einleitung zu nöthiger Kenntniß und nützlichem Gebrauche der alten lateinischen Schriftsteller. Erster Theil*. Dreßden.

NICKISCH, Reinhard M.G. (1991): *Brief*. Stuttgart.

PELZEL, Franz Martin (1791): Geschichte der Deutschen und ihrer Sprache in Böhmen. In: *Neuere Abhandlungen der Königlichen Böhmischen Gesellschaft der Wissenschaften* 1/1791, S. 281–330.

PETRBOK, Václav (2021): Počátky literární kritiky v českých zemích v sedmdesátých letech 18. století. In: DOBIÁŠ / ŠMYČKA (Hrsg.) (2021), S. 79–117.

VON PITAVAL, Gayott (1750): *Causes celebres oder Erzählung sonderbarer Rechtshändel... Siebenter Theil*. Leipzig.

PODAVKA, Ondřej (2021): Tradiční řádová učenost v dialogu a střetu s novou kulturou kritiky na počátku josefínského desetiletí. In: DOBIÁŠ / ŠMYČKA (Hrsg.) (2021), S. 378–405.

VON POLENZ, Peter (1978): *Geschichte der deutschen Sprache*. 9. Aufl. Berlin; New York.

VON POLENZ, Peter (1994): *Deutsche Sprachgeschichte vom Spätmittelalter bis zur Gegenwart*. Bd. 2. Berlin; New York.

Povejšil, Jaromír (1965): Die Sprache der deutschen Schriften Dobrovskýs. In: Havránek, Bohumil / Fischer, Rudolf (Hrsg.): *Deutsch-tschechische Beziehungen im Bereich der Sprache und Kultur*. Berlin, S. 8794.

Prokeš, Jaroslav (1929): Aféra Seibtova roku 1779. In: *Českou minulostí: sborník k šedesátinám prof. Václava Novotného*. Praha, S. 317–330.

Radnitzky, Gerard (1992): Explikation. In: Radnitzky, Gerard / Seiffert, Helmut (Hrsg.): *Handlexikon zur Wissenschaftstheorie*. München, S. 73–80.

Reiffenstein, Ingo (1989): Gottsched und die Bayern. In: Heimann, Sabine / Seelbach, Sabine (Hrsg.): *Soziokulturelle Kontexte der Sprach- und Literaturentwicklung*. Stuttgart, S.177–184.

Reiffenstein, Ingo (1992): Oberdeutsch und Hochdeutsch in Gelehrtenbriefen des 18. Jahrhunderts. In: Burger, Harald et al. (Hrsg.): *Verborum Amor*. Berlin u. a., S. 481–501.

Rinas, Karsten (2006): *Die Abtönungspartikeln* doch *und* ja. Frankfurt/M. u.a.

Rinas, Karsten (2017): *Theorie der Punkte und Striche. Die Geschichte der deutschen Interpunktionslehre*. Heidelberg.

Rinas, Karsten (2019): Afinite Konstruktionen im Kontext der älteren Rhetorik und Stilistik. In: *Sprachwissenschaft* 44/1, S. 73–109.

Rinas, Karsten (2021a): Vom genormten Satzbau zur genormten Interpunktion. In: Rössler, Paul / Besl, Peter / Saller, Anna (Hrsg.): *Vergleichende Interpunktion*. Berlin; Boston, S. 109–134.

Rinas, Karsten (2021b): Wandlungen der Sprachkultur und der Syntax. Das Beispiel der Inversion nach *und*. In: *Sprachwissenschaft* 46/1, S. 134.

Rössler, Paul (1997): *Die deutschen Grammatiken der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts in Österreich*. Frankfurt/M.

Rütter, Sarah (2014): *Konstruktion von Bekenntnisidentität in Konversionsschriften der Frühen Neuzeit*. Berlin.

Sauer, August (1908): Aus Jacob Grimms Briefwechsel mit slawischen Gelehrten. In: *Prager deutsche Studien* VIII, S. 58–629.

Schamschula, Walter (1973): *Die Anfänge der tschechischen Erneuerung und das deutsche Geistesleben (1740-1800)*. München.

Schlosser, Horst Dieter (1985): Sprachnorm und regionale Differenz im Rahmen der Kontroverse zwischen Gottsched und Bodmer / Breitinger. In: Kimpel, Dieter (Hrsg.): *Mehrsprachigkeit in der deutschen Aufklärung.* Hamburg, S. 52–68.

Schröter, Juliane (2011): *Offenheit. Die Geschichte eines Kommunikationsideals seit dem 18. Jahrhundert*. Berlin; New York.

Schuster, Britt-Marie / Wille, Manuel (2015): Von der Kanzlei- zur Bürgersprache? In: *Jahrbuch für Kommunikationsgeschichte*. 17. Bd., S. 7–29.

Schwarz, Johann (1897): *Geschichte der Savoy'schen Ritter-Akademie in Wien vom Jahre 1746 bis 1778*. Wien; Leipzig.

Schwind, Peter (1977): *SchwulstStil.* Bonn.

Schwitalla, Johannes (2002): Komplexe Kanzleisyntax als sozialer Stil. In: Keim, Inken/Schütte, Wilfried (Hrsg.): *Soziale Welten und kommunikative Stile*. Tübingen, S. 379–398.

Seibt, Carl Heinrich (1764): *Von dem Einflusse der schönen Wissenschaften auf die Ausbildung des Verstandes*... Prag. [Auch wiedergegeben in Wotke (1907:5, 1942).]

Seibt, Carl Heinrich (1768): *Von dem Unterschiede des zierlichen, des Hof- und Curialstyls*. Prag. [Auch wiedergegeben in Wotke (1907:71, 91–121).]

Seibt, Karl Heinrich (1769): *Akademische Vorübungen aus den von Karl. Heinr. Seibt* [...] *gehaltenen Vorlesungen über die deutsche Schreibart*. Prag.

Seibt, Karl Heinrich (1773): *Von den Hülfsmitteln einer guten deutschen Schreibart*... Prag. [Teilweise wiedergegeben in Wotke (1907:142–158).]

Staab, Gregor (2009): Satzlehre im Rahmen der klassischen Rhetorik. In: Fix, Ulla et al. (Hrsg.): *Rhetorik und Stilistik*. Bd. 2. Berlin: New York, S. 1498–1514.

STAUFFER, Hermann (1997): *Erfindung und Kritik. Rhetorik im Zeichen der Frühaufklärung bei Gottsched und seinen Zeitgenossen*. Frankfurt/M. u.a.

STEINHAUSEN, Georg (1889): *Geschichte des deutschen Briefes. Erster Teil*. Berlin.

STENZEL, Jürgen (1970): *Zeichensetzung. Stiluntersuchungen an deutscher Prosadichtung*. 2. Aufl. Göttingen.

STENZEL, Jürgen (1988) Johann Wilhelm Ludwig Gleim. In: GRIMM / MAX (Hrsg.), S. 135–140.

STÖCKMANN, Ingo (2001): *Vor der Literatur. Eine Evolutionstheorie der Poetik Alteuropas*. Tübingen.

STÖCKMANN, Ingo (2009) Zierlichkeit. In: UEDING, Gert (Hrsg.) *Historisches Wörterbuch der Rhetorik*. Bd. 9: St–Z. Tübingen, Sp. 1534–1539.

THÁM, Vaclav (Hrsg.) (1785): *Básně w řeči wázané*. 2 Bde. Prag.

TOMEK, Wenzel Wladiwoj (1849): *Geschichte der Prager Universität*. Prag.

UEDING, Gert / STEINBRINK, Bernd (2011): *Grundriß der Rhetorik*. 5. Aufl. Stuttgart; Weimar.

VELLUSIG, Robert (2000): *Schriftliche Gespräche. Briefkultur im 18. Jahrhundert*. Wien; Köln; Weimar.

VELLUSIG, Robert (2011): Aufklärung und Briefkultur. In: *Das 18. Jahrhundert* 35/2, S. 154–171.

VOLLMANN, Ralf (2015): ‚… und muss das Bad daher geschlossen bleiben.‘ – Die Inversion nach ‚und‘ im österreichischen Deutsch. In: *Grazer Linguistische Studien* 82, S. 91–117.

WEISE, Christian (1691): *Curiöse Gedancken Von Deutschen Brieffen*... Dreßden.

WELLS, Christopher J. (1990): *Deutsch: eine Sprachgeschichte bis 1945*. Tübingen.

WIESINGER, Peter (1983): Zur Entwicklung der deutschen Schriftsprache in Österreich unter dem Einfluß Gottscheds in der 2. Hälfte des 18. Jahrhunderts. In: NERIUS, Dieter (Hrsg.): *Entwicklungstendenzen der deutschen Sprache seit dem 18. Jahrhundert.* Berlin, S. 227–248.

WIESINGER, Peter (1995): Die sprachlichen Verhältnisse und der Weg zur allgemeinen deutschen Schriftsprache in Österreich im 18. und frühen 19. Jahrhundert. In: GARDT, Andreas et al. (Hrsg.) *Sprachgeschichte des Neuhochdeutschen*. Tübingen, S. 319–367.

WIESINGER, Peter (2002): *Die Reform der deutschen Schriftsprache unter Maria Theresia*. In: EYBL, Franz M. (Hrsg.): *Strukturwandel kultureller Praxis*. Wien, S. 131–140.

WINTER, Eduard (1943): *Der Josefinismus und seine Geschichte*. Brün; München.

WOTKE, Karl (1905): Karl Heinrich Ritter von Seibt als Direktor der Gymnasien Böhmens. In: *Beiträge zur Österreichischen Erziehungs- und Schulgeschichte*. VI. Heft. Wien; Leipzig, S. 193–240.

WOTKE, Karl (1907): Karl Heinrich Seibt. In: *Beiträge zur Österreichischen Erziehungs- und Schulgeschichte*. IX. Heft. Wien; Leipzig, S. 1–174.

VON WURZBACH, Constant (1877): *Biographisches Lexikon des Kaiserthums Oesterreich. 33. Theil*. Wien.

ZEMAN, Herbert (1972): *Die deutsche anakreontische Dichtung*. Stuttgart.

ZYMNER, Rüdiger (2007): Schwulst. In: UEDING, Gert (Hrsg.): *Historisches Wörterbuch der Rhetorik*. Bd. 8: Tübingen, S. 706–718.